

Praxeologisch forschen 40

~~~~~

Mein Van als Methode ..... 43

    Multisited Research ..... 44

    Denken in Dingen ..... 48

    Dazwischen: ein körperlich-materieller  
    Erkenntnisprozess ..... 52

    Offene Suchbewegung ..... 54

    Mein Van: ethnografisches Werkzeug,  
    epistemisches Ding ..... 60

    Mein Van als Methode ..... 61

~~~~~

Analysekategorien des forschenden Reisens 68

 Brüche materieller Ordnungen 69

 Brüche gewohnter Routinen 70

 Brüche von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen 71

 Zukunft selbst machen:
 Brüche soziomateriell verhandeln 72

~~~~~

Praxeologische Leerstellen ..... 73

## Methode

---

In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über meinen methodischen Ansatz, mit dem ich mir die Postwachstumspraktiken der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum empirisch erschlossen habe. (1) Mein Vorgehen folgt einem praxeologischen Programm, in das ich zunächst einführe. Die praxeologische Erkundung hat mich mit diversen Aktivitäten der Projektgemeinschaften in Berührung gebracht und einen Zugang ermöglicht, der auch implizite Wissensordnungen einbezieht. (2) Anhand von Auszügen meiner Feldnotizen beschreibe ich anschließend mein Vorgehen. In der teilhabenden Beobachtung, dem Bewegen im Feld, aber auch in meinen eigenen praktischen Versuchen hat mein Camper-Van eine zentrale, erkenntnisleitende Funktion eingenommen, den ich daher als meine Methode auslege. (3) Aus dem Material heraus leite ich anschließend die Analysekategorien ab, mit denen ich mir den Gegenstand praxeologisch erschlossen habe und die die Arbeit strukturieren. (4) Allerdings schließt eine praxeologische Perspektive auch wichtige Aspekte aus, die für ein umfangreiches Verständnis der Postwachstumspraktiken notwendig sind. Daher werde ich abschließend auf die Leerstellen dieses Ansatzes eingehen und eine gemeinsame Analyse von Praktiken und Diskursen vorschlagen.

## Praxeologisch forschen

In diesem Abschnitt führe ich aus, wie ich selbst vorgegangen bin, um mich der Praxis einer zukünftigen Postwachstums-gesellschaft „praktisch“ zu nähern. Einen vielversprechenden Ansatz für eine Auseinandersetzung mit den „konkreten Daseinsbedingungen“ (Prinz 2016, 181) zu dem Wechselverhältnis von Design und Gesellschaft ermöglichen mir die Praxistheorien. Sie betonen die Körperlichkeit des Sozialen und verstehen kulturelles Wissen als etwas, was fortlaufend (re)produziert werden muss.

Gleich zu Beginn möchte ich festhalten, dass ich mit praxeologischem Forschen keine konkrete Methode meine, ebenso wie „die Praxistheorie“ keine einheitliche Theorie ist.<sup>1</sup> Vielmehr ist sie ein „facettenreiches Bündel von Analyseansätzen“ (Reckwitz 2003, 282). Praxistheorien vereinen Reckwitz zufolge jedoch zwei Grundüberlegungen. Zum einen ist es eine wechselseitige Verschränkung von Empirie und Theorie. Zum anderen ist es die Annahme, dass eine Praktik die kleinste Einheit des Sozialen darstellt, also das, woraus das soziale Miteinander, Gemeinschaften, Kollektive, Kulturen sich formen und fortlaufend aktualisieren. Damit kritisieren Praxistheorien die Entkörperlichung des Sozialen in einigen sozial- und kulturtheoretischen Ansätzen (ebd., 291) und reagieren auf eine mögliche Überdehnung der Sinnkonstruktion im Diskurs (Schmidt 2011).

Im Gegensatz zu einer Diskursanalyse, die das soziale Miteinander als eine Konsequenz eines sprachlich geführten Diskurses argumentiert, ist es die Auffassung der Praxistheorien, dass es erst Praktiken und ihren körperlichen Vollzug braucht, um überhaupt einen Diskurs bilden zu können. „Mit Praktiken ist das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken gemeint, das wir notwendigerweise mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können.“ (Schäfer 2016, 12) Für den Sozialwissenschaftler Hilmar Schäfer sind Praktiken Träger von kollektiv geteilten Wissensordnungen, kulturellen Codes, symbolischen Ordnungen, Sinn- und Zeichensystemen. Aus praxeologischer Sicht sind Diskurse daher nichts anderes als „arte-faktgestützte Aktivitäten der Produktion und Rezeption von Äußerungen“ (Reckwitz 2016, 54).<sup>2</sup> Sie werden erst dadurch möglich, dass sie von Körpern, aber auch von Gegenständen oder mithilfe von Werkzeugen praktisch und immer wieder aufs Neue aufgeführt und getragen werden (Shove/Pantzar 2016).

Mit dem Diskurs und der Praxis treffen zwei analytische Perspektiven aufeinander, die sich einen gegenseitigen Mangel im

1 Der Versuch einer Vereinheitlichung bzw. eines einheitlichen Forschungsprogramms findet sich explizit in der Ausrufung eines „Practice Turn“ (Schatzki et al. 2001) oder dem gemeinsamen Projekt „Praxistheorie“ (Reckwitz 2003). Implizit können aber einige Vertreter:innen als „Advokaten“ gelesen werden (Seitz 2017).

2 Wie Prinz (2016) weiter deutlich macht, versteht auch Foucault in „Archäologie des Wissens“ (1981) Gemälde nicht nur als Dokumente, „deren verborgene Sinnschichten durch hermeneutische Tiefenbohrungen ans Licht zu bringen wären“ (Prinz 2016, 184), sondern als materielle Monumente, die die

Position ihrer Betrachtung bestimmen, oder auch als visuelle Formationen, die ihre eigene Materialität und Oberflächlichkeit betonen. Anstatt in abstrakten Sinnsystemen oder Normen verorten Vertreter:innen der Praxistheorien das Soziale eben in Praktiken, die eingebettet sind in einen „nexus of doing and sayings“ (Schatzki 2002, 76). „So müssen auch Texte als Dokumente gelesen werden, die auf eine körperlich-materiale Praxis jenseits ihrer selbst verweisen“ (Reckwitz 2016, 60), z. B. unter dem Aspekt der Herstellung als eine Praktik des Schreibens oder im Aspekt der Rezeption als eine Praktik des Lesens.

- 3 Die Praxistheorie als soziologisches Forschungsprogramm im deutschsprachigen Raum wurde insbesondere von Andreas Reckwitz besprochen und anschlussfähig gemacht, weshalb ich mich vor allem auf seine Ausführungen beziehe. Einen praxeologischen Ansatz, mit dem die Wechselbeziehung von Design und Gesellschaft untersucht werden kann, hat Guy Julier auch in der Designforschung als erkenntnisgewinnend benannt (Julier 2012; 2019, 227 ff.). Julier beschreibt etwa, wie soziale Gruppen durch gestaltete Objekte konstituiert werden. Er verortet die Suche nach dem Sozialen, und damit die Emergenz der Praxistheorien, in der Querverbindung zwischen diskursiven Ordnungen und ihrer materiellen Einbettung (Julier et al. 2019, 231).

Erkenntnisgewinn vorwerfen. Aus praxeologischer Sicht weist die Diskursanalyse die methodische Schwierigkeit auf, dass sie den Kontext, in den der Diskurs eingebettet ist, nicht in die Analyse miteinbezieht. Aus diskursanalytischer Sicht wiederum hat die Analyse von Praktiken ein Zugänglichkeitsproblem, wenn es um historische, vergangene Praktiken geht, da sie nicht mehr unmittelbar empirisch beobachtbar sind (Reckwitz 2016, 57). Ein gegenseitiges Ausspielen von Diskurs- oder Praktikenanalyse hält Reckwitz allerdings für wenig fruchtbar. Er sieht sie als „forschungspragmatische Ansätze“ (ebd., 55) im Umgang mit empirischem Material, die als „zwei Seiten des gleichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Analyseprojekts“ (ebd., 51) wahrgenommen werden können. Beide – Diskurs- und Praktikenanalyse – kommen im Konzept der Wissensordnung zusammen, also darin, wie die soziale Welt durch „kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens“ (Reckwitz 2003, 287) strukturiert wird.<sup>3</sup>

So möchte ich das praxeologische Forschen als einen tastenden Erkenntnisprozess verstehen, in dem Beobachtung und Reflexion Hand in Hand gehen, der „sich fortlaufend verunsichern, irritieren und revidieren lässt“ (Schmidt 2012, 31) und der erst im Tun neue Sichtweisen offenbart. Die Fragen Wie vollzieht sich eine Handlung? und Wie wird darüber gesprochen? wären damit zwei Seiten einer gemeinsamen Analyse, die zum Ziel hat, die Trennung von Empirie und Theorie zu destabilisieren (Schmidt 2011). Für die Analyse meines Untersuchungsgegenstands bedeutet das Folgendes: Ich begreife das Selbermachen von Zukünften zunächst als einen Praktikenkomplex, in dem die Aktivitäten und Themen der Projektgemeinschaften verhandelt werden. Die Katastrophennarrative, die Diskurse einer Postwachstumsgesellschaft und die Zukunftsvisionen einer Gesellschaft des Weniger erstrecken sich über architektonische Ordnungen, gestaltete Artefakte, technische Geräte ebenso wie über Software oder Kreativitätstechniken hinweg, werden durch sie gestützt und weiterentwickelt. Für die Analyse des Zusammenspiels aus Artefakten, Routinen und Themen möchte ich daher zunächst die materielle Frage stellen nach dem, was da ist.

Für das Verständnis von Praktiken nennt Reckwitz zwei wesentliche Strukturmerkmale: erstens ihre Materialität und zweitens ihre implizite Logik (Reckwitz 2003, 294). Körperbewegungen, Interaktionen von Akteuren und Artefakten können durch unmittelbare Beobachtung, durch visuelle und auditive Wahrnehmung erschlossen werden. Das ist zum Beispiel in der teilnehmenden Beobachtung oder Arbeit im Feld der Fall. Ein impli-

zites, praktisches Wissen ist hingegen schwieriger zu greifen. Es muss indirekt über getätigte Aussagen erschlossen werden, etwa in einem Interview, um daraus auf eine implizite Sinnstruktur zu schließen, die den Akteuren möglicherweise selbst verschlossen bleibt.<sup>4</sup> Die gemeinsame Betrachtung von gestalteten Artefakten und geteilten Vorstellungen, von Materiellem und Immateriellem und die Betonung ihrer gegenseitigen Bedingtheit macht eine praxeologische Analyse aber auch sehr komplex. Zwar möchte ich ihre Verwobenheit anerkennen, aber ohne dass die Komplexität zu einer „Unfassbarkeit“ führt. Etwas wahrzunehmen schließt auch immer ein, etwas anderes nicht wahrzunehmen, um „im amorphen Rauschen eines Sichtfeldes überhaupt etwas identifizieren zu können“ (Prinz 2016, 182), wie Prinz den kognitiven Selektionsprozess beschreibt.

In einzelnen Studien lenke ich daher meinen Fokus auf eben die von Reckwitz herausgestellten Strukturmerkmale und frage nach der Materialität der Projektgemeinschaften, nach ihren verkörperten Routinen und nach ihren Sinn- und Bedeutungszusammenhängen. Somit ziehe ich unterschiedliche material-empirische Analyseachsen durch meinen Gegenstand. Über ein praktisches Verständnis und das Auslegen der Artefakte und den Umgang mit ihnen möchte ich mir die Postwachstumspraktiken der urbanen Zukunftslabore schrittweise erschließen.<sup>5</sup> Damit versuche ich zu verstehen, wie sich das Machen von Zukünften vollzieht und insbesondere, wie eine Postwachstumszukunft in den Projektgemeinschaften verhandelt wird. Die epistemologische Herausforderung liegt hier vor allem darin, dass Zukunft ein Phänomen ist, das sich durch seine Abwesenheit auszeichnet. Zukunft kommt immer erst noch, wie die Zukunftsforscher Benjamin Bühler und Stefan Willer betonen (2016, 9). Vorstellungen möglicher Zukünfte materialisieren sich jedoch in Entwürfen, Skizzen oder Prototypen (ebd., 13). Sie werden dadurch spekulier- und beobachtbar.

Was heißt es nun, praxeologisch zu forschen? Es geht mir vor allem darum, Diskurse und Praktiken als zwei Seiten eines gemeinsamen Analyseprojekts zu sehen. Ich werde mit der Argumentation aus den Praktiken heraus starten und zunächst nach der praktischen Verankerung des Sozialen fragen. Daher werde ich auslegen, wer und was am Werden einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft beteiligt ist. Um mit der Komplexität des Vorhabens umzugehen, habe ich mir den Gegenstand schrittweise empirisch erarbeitet. Meine methodischen Ansätze und den daraus resultierenden Erkenntnisrahmen werde ich im Folgenden darlegen.

4 Das „praktische Wissen“ umfasst ein interpretatives Verstehen der Situation, ein methodisches Wissen, mit der Situation umzugehen, und ein emotionales Wissen, eine Praktik „richtig“ durchzuführen. Vor allem aber ist es ein Wissen, das kaum verbalisiert wird und daher nur schwer in Diskursen auffindbar ist.

5 Praktiken werden erst durch materielle Instanzen ermöglicht, durch den eigenen Körper, aber auch durch Gegenstände oder mithilfe von Werkzeugen. Durch ihren sinnhaften Gebrauch kann eine Praktik entstehen, durchgeführt oder reproduziert werden. Das Objekt hat dabei „the tendency to disappear while I am using it.“ (Knorrr-Cetina 2000, 187) Sein sinnhafter Gebrauch ist jedoch nicht allein durch den Gegenstand bestimmt, sondern beruht auf einem impliziten Wissen, einem Know-how, mit dem Ding umzugehen oder in einer Situation wie dem Begrüßen eine bestimmte Körperbewegung zu vollführen. Entscheidend ist, dass das „Wissen, wie etwas funktioniert“ oder wie eine zwischenmenschliche Situation abzuläufen hat, im Feld der Praxistheorien nicht als ein theoretisches Denken der Praxis vorausgesetzt wird, sondern ein wesentlicher Bestandteil der Praxis ist und als „praktisches Wissen“ jedes Mal neu aufgeführt werden muss (Schatzki et al. 2001).

Zunächst hatte ich mich für die Feldforschung an Vorgehensweisen einer eher klassischen, teilnehmenden Beobachtung gehalten, in der ich als Forscherin ein Feld betrete und es zu meinem Untersuchungsgegenstand mache (Emerson et al. 2011). Durch die Pandemie, die genau in meinen Untersuchungszeitraum fiel, hat sich aber der Blick auf das Feld und damit auf meinen Untersuchungsgegenstand sowie meine eigene Rolle als Forscherin geändert. Die Pandemie – eine Krisenerfahrung, die mich und das Feld in ähnlicher Weise berührt und geprägt hat – hat mir die Fragilität gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die Bedeutung einer übersituativen, translokalen Kollektivität vor Augen geführt. Praktiken des Selbermachens, wie ich sie eingangs auf meinem Balkon beschrieben habe, stehen nicht nur in Verbindung mit vergangenen und zukünftigen Praktiken, sondern sind auch stets mit parallel stattfindenden verbunden. Einerseits teilte ich, auch wenn nicht immer vor Ort, mit meinem Feld einen gemeinsamen Sinn- und Erfahrungsraum. Andererseits war es auch ein gemeinsamer Erfahrungsraum, der die unterschiedlichen Orte meiner *multisited research* untereinander verband. Die Praktiken des Selbermachens rückten somit ins Zentrum meiner Untersuchung, quasi als Schlüsselpraxis der Postwachstumstransformation.

Während meiner frühen Recherche zu Open-Source-Hardware-Netzwerken und Maker-Initiativen macht mich eine Freundin auf *Wir Bauen Zukunft* aufmerksam. Auf der Website der Gemeinschaft finde ich eine Infografik, die meine Aufmerksamkeit erweckt. Sie beschreibt die Werte und Prinzipien der Gemeinschaft. Grüne Sechsecke, die an Bienenwaben erinnern, zeigen die Begriffe: *Kreislaufwirtschaft, nachhaltiges Design und Bauen, verantwortungsvolle Koexistenz, nachhaltiges Unternehmertum, Open Source, Permakultur-Design und Experiment*. Es ist eine Auflistung von Konzepten, die jedes für sich einen aktivistischen Grundton beinhaltet und ein deutliches, aber informelles Set an Praktiken umfasst.<sup>6</sup> Die Grafik liest sich wie eine Checkliste der Maker-Bewegung, wie ich ihr in der Auseinandersetzung mit den Postwachstumspraktiken immer wieder begegnen werde.

Die Selbstbeschreibung der Gemeinschaft zeigt gleichermaßen eine naturnahe wie auch techno-positivistische Haltung, die stark vom Blick auf die Zukunft geprägt ist. Die Verschränkung der Themen lässt bereits hier erahnen, welche Agenda sich hinter dem Namen *Wir Bauen Zukunft* verbirgt. Hier wird Zukunft nicht nur entworfen, geplant, visioniert, sondern hier soll Zukunft „gebaut“ werden. Es geht ums Anpacken, Ausprobieren und um kon-

6 Im Zuge der Überarbeitung der Website wurde diese Grafik entfernt, da eine Festschreibung von teils widersprüchlichen Werten immer wieder zu Auseinandersetzungen geführt hat, Gesprächsnotiz Aurèle, Niekltitz, Juni 2022. Nun heißt es deskriptiver: „Wir sind eine Gruppe von Individuen und Organisationen, die gemeinsam neue Wege des Lernens, Schaffens und Lebens erkunden und gestalten wollen. Unser Netzwerk erweitert sich stetig. Wir vereinen Kenntnisse aus den

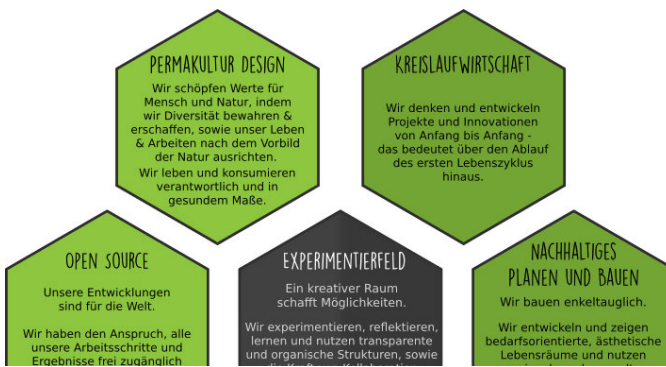


Abb. 9: Diagramm mit Werten und Prinzipien auf der Website von WBZ (2020).

krete Lösungsvorschläge.<sup>7</sup> In den progressiven Aktivitäten und in der Vielfalt der Ansätze beschreibt die Grafik den Wunsch nach einer globalen Transformation auf selbstbestimmte Weise. Es geht darum, *es selbst zu machen*, einen ökosozialen Wandel durch das eigene Handeln selbst zu erwirken. Der konzeptuelle Toolbox-Charakter, dem ich in der Projektbeschreibung und dem Diagramm von WBZ begegne, lässt mich aufhorchen. Hierin liegt eine klare Agenda, die sich strukturierend auf das Miteinander auswirkt. Ich möchte die Gemeinschaft und ihre Welt kennenlernen und selbst erfahren, was tatsächlich vor Ort geschieht und wie sich eine solche DIY-Transformation praktisch vollzieht.

## Multisited Research

Ausgehend von den Notizen, die ich während meiner ersten Wochen bei WBZ angefertigt, und den Gesprächen, die ich geführt habe, versuche ich mir ein Bild von der Gemeinschaft zu machen. Ich versuche mir in einer Skizze zu verbildlichen, wer die Gemeinschaft ist, wer alles dazugehört, wie ihr soziales Gefüge aussieht und wie es ausgehend von meinem Standpunkt geografisch verortet ist. Während ich auf einer Bank in der Sonne vor dem Haupthaus von WBZ sitze, plane ich einen Trip, für den ich nacheinander zu verschiedenen Orten fahre, die Macher:innen der Projekte besuche und kennenlernen. Mein Vorhaben, dem Netzwerk von WBZ über die Grenzen des Grundstücks hinaus zu folgen, erscheint mir mit dem Blick auf meine Zeichnung offensichtlich: Ich steige einfach in mein Auto und fahre dorthin. Als ich aber versuche, im Internet herauszufinden, wo *dorthin* ist, muss ich feststellen, dass nicht jedes Projekt eine konkrete Adresse besitzt und, da viele der Initiativen von Freiwilligen geführt werden, ich womöglich nicht immer jemanden antreffen werde. Hier offenbart sich gleich zu Beginn eine Qualität der kollektiven Zukunftsvision,

Bereichen (soziales) Unternehmertum, Betriebswirtschaft, Organisationsentwicklung, Gemeinschaftsbildung, Architektur, Seminarkonzeption und -moderation, Pädagogik, Gastronomie, Marketing / Kommunikation, Permakultur und nachhaltiger Landwirtschaft, Tischlerei, Zimmerei, nachhaltiges und energieeffizientes Bauen sowie erneuerbaren Energien." (<https://wirbauenzukunft.de/crew/>, abgerufen am 11.1.2024)

<sup>7</sup> „Wir Bauen Zukunft“, der Name, den sich die Projektgemeinschaft gegeben hat, ist also eine direkte Handlungsaufforderung zur gesellschaftlichen Teilhabe durch Bauen. Damit unterscheidet es sich von rein aktivistischen, politischen Maßnahmen wie Protest oder Boykott und stellt den Entwurf ins Zentrum gesellschaftlicher Teilhabe und Selbstwirksamkeit.

die in ihrer Projektorientiertheit und einem teils spekulativen Charakter liegt.

Ich beginne damit, die Projekte zu kontaktieren. Mit meiner Kontaktaufnahme per Mail muss ich mein bis dahin eher intuitives Vorhaben konkretisieren, schließlich muss ich irgendwie mein Anliegen kommunizieren. Vor allem muss ich aber eine Route und einen Zeitplan festlegen, um abzuschätzen, in welchem Zeitraum ich mich etwa wo befinden werde. Es braucht einen konkreten Forschungsplan. Ich lege eine grobe Route fest und stelle einen einfachen Fragenkatalog zusammen, auf den ich bei Bedarf zurückgreifen kann. Mein bis zu diesem Zeitpunkt feldgeleitetes Folgen bekommt mit einem Mal einen konkreten Rahmen und ich gerate in einen inneren Konflikt zwischen Planbarkeit und Offenheit.

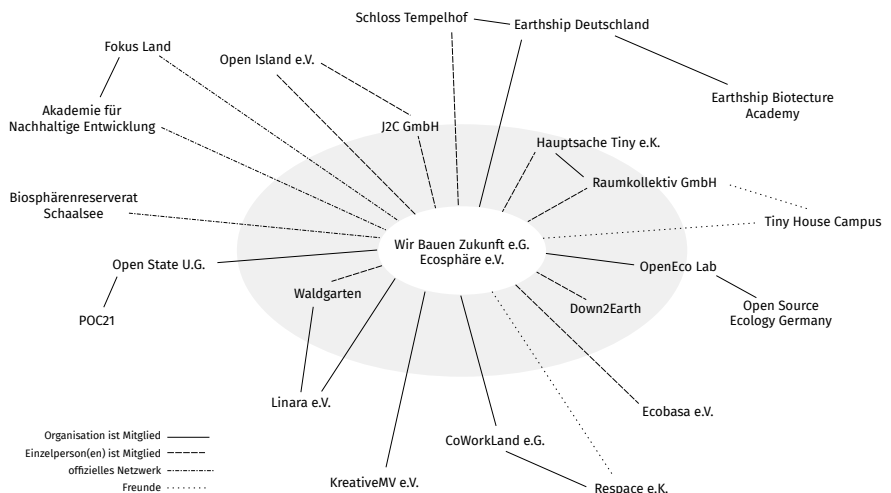


Abb. 10: Aus Gesprächen und Notizen versuche ich das soziale Gefüge von WBZ zu kartieren.

Die Soziologin und Ethnografin Christine Hine beobachtet, dass Forscher:innen dazu neigen, für ihre Untersuchungen Ansätze zu wählen, die vermeintliche Eindeutigkeit und Klarheit erzeugen: „Unsere methodischen Instinkte sind darauf ausgerichtet, Komplexität zu bereinigen und geradlinige, lineare Geschichten zu erzählen, und so neigen wir dazu, Beschreibungen auszuschließen, die den Erfahrungen von Unordnung, Ambivalenz, Unbestimmtheit und Vielfältigkeit verpflichtet sind.“<sup>48</sup> (Hine 2007, 663) So geht es auch mir. Einerseits erscheint es mir notwendig, einen Plan und damit eine konkrete Vorstellung von meinem *field trip* zu bekommen, andererseits schränkt der zeitliche Rahmen und das Formulieren meines Anliegens auch von vornherein meinen Blick

8 Eigene Übersetzung, Originaltext:  
 „Our methodological instincts are to clean up complexity and tell straightforward linear stories, and thus we tend to exclude descriptions that are faithful to experiences of mess, ambivalence, elusiveness and multiplicity.“

ein. Allein die Überlegung, welcher Spur ich folgen, also welche Abbiegung vom Gelände aus ich nehmen soll, stellt mich vor eine Entscheidung, die mich verunsichert.

Am Tag meiner Abfahrt, am 17. September 2019, schreibe ich in mein Notizbuch:

13:00 Es ist ein regnerischer Tag. Die Planung für meine bevorstehende Reise ist noch nicht wirklich abgeschlossen. [...] Noch weiß ich nicht, wo ich am Abend schlafen werde, ob ich etwas vergessen habe und ob mein Vorhaben überhaupt zu etwas führen wird. Ich versuche mich von diesen Zweifeln freizumachen, indem ich mich an mein ursprüngliches Vorhaben erinnere, einen kleinen Roadtrip zu machen und mir einfach interessante Orte anzusehen, ohne Ziel und Verpflichtung.

15:00 Als ich zum Interview mit Aurèle in die Werkhalle fahren möchte, kommt gerade Jannis im Seminarhaus an. Er studiert an der Leuphana und überlegt hier ein Praktikum zu machen. Er ist mit dem Fahrrad gekommen, das aber einen Platten hat, jetzt ist er spät dran und nass. Ich biete ihm an, dass ich ihn später zurück nach Lüneburg bringen kann. Damit hätte sich dann auch mein erstes Etappenziel von selbst ergeben.

16:00 Das Gespräch mit Aurèle läuft gut, aber wir sind beide ein wenig „drüber“. Er hat gerade viel zu arbeiten und zu organisieren. Eigentlich hatte er in den kommenden Tagen vorgehabt, die letzten Teile für den CNC-gefrästen Tiny-House-Prototyp anfertigen zu lassen. Ich erprobe das erste Mal meine Fragen und frage mich, ob sie sinnvoll gestellt sind und ob sich aus den Antworten überhaupt irgendetwas ablesen lässt.

Anfänglich hatte ich mir aus organisations- und kommunikationsstrategischen Gründen einen Plan zurechtgelegt. Statt dadurch aber einen hilfreichen Überblick zu bekommen und die Komplexität des Vorhabens zu reduzieren, verunsicherte mich der Plan eher durch seine Forderung nach Ergebnissen und Eindeutigkeit. Wie Kimbell und Bailey im Prototyping beobachten, bedeutet das Konkretwerden einer Idee (indem sie materialisiert wird und Entscheidungen getroffen werden) gleichzeitig andere Möglichkeiten auszulassen (Kimbell/Bailey 2017). So ist es auch mit der Entscheidung, welchen Weg ich nehmen soll. Ich möchte sie jedoch gerade nicht von einem geplanten Ziel aus treffen, sondern versuchen, sie von meiner aktuellen Situation bestimmen zu lassen. Bereits am ersten Tag verabschiede ich mich schon von der eigenen Planung. Ich bin keine Beobachterin mehr, sondern interveniere bzw. *ver-nähe* als Reisende eigenständig Orte miteinander (Marcus 1995,

108). Hine sieht im Loslassen von Vorstellungen und im Anpassen des Forschungsvorhabens ein wichtiges Öffnen gegenüber den Unberechenbarkeiten des Feldes, so würde die Ethnografin dem Feld erlauben, zumindest einen Teil ihrer Forschungsagenda mitzubestimmen (Hine 2000, 5). Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich schon bald auch mein zuvor aufgestellter Fragenkatalog beginnt aufzulösen. Die Antworten lassen keine Vergleichbarkeit mehr zu, dafür bekommt er aber eine neue Qualität.

|    |                                                                                                   |
|----|---------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1  | 40 + 22                                                                                           |
| 2  | ca. 40 Erwachsene, 20-30 Kinder (werden 40 Parzellen)                                             |
| 3  | 60 Vereinsmitglieder (Genossenschaft + Außerhalb)                                                 |
| 4  | 40 (aktive Vereinsmitglieder) + 200 (Beteiligte)                                                  |
| 5  | 5 (im Vertrag mit Besitzer) + 2-4 (regelmäßig Arbeitende)                                         |
| 6  | 9 (Gründungsmitglieder) + 15 (regelmäßig Anwesende)                                               |
| 7  | 6 Kernteam + 170 Mitarbeitende                                                                    |
| 8  | 1 + 3 (Mitarbeitende, Zimmerer, Elektrik, Gas-Wasser)                                             |
| 9  | 70                                                                                                |
| 10 | 33 (Vorstand, Aufsichtsrat, GenossInnen) + ca. 5-10 (Praktika, WerkstudentInnen, ...)             |
| 11 | 256 Vereinsmitglieder, 180 aktiv (in Projekt je 5 Projektmitglieder muss 1 Vereinsmitglied sein), |
| 12 | 20 (Genossenschaft + Verein), +10 (Projektler)                                                    |

*Abb. 11: Die Antworten auf eine vermeintlich einfache Frage: Wie viele Beteiligte hat das Projekt?*

Meine Fragen hatte ich versucht ganz allgemein zu formulieren. Wie viele Beteiligte hat das Projekt? Wie finanziert ihr euch? Welche Themen sind euch wichtig? An welchen Projekten arbeitet ihr? Dass selbst die scheinbar grundlegendsten Fragen nicht konkret beantwortet werden können, zieht sich eigentlich durch alle Gespräche hindurch. Die Frage nach Beteiligung etwa fächert sich auf in diejenigen, die zahlende Mitglieder im Verein sind, die aber nicht zwangsläufig zur Genossenschaft gehören. Dann gibt es die, die sich freiwillig engagieren, aber weder Vereinsmitglieder noch Genossenschaftsmitglieder sind. Zählen Kinder, die regelmäßig die Werkstätten benutzen oder an Workshopangeboten teilnehmen, ebenfalls? Sind die Beteiligten jene, die vor Ort schaffen, oder jene, die zahlen? Immer mehr und mehr differenziert sich mein Fragebogen aus.

Für den Anthropologen George Marcus liegt die Qualität von *fieldwork*, die sich über mehrere Orte erstreckt, nicht darin, einfach das Feld zu erweitern, um lediglich weitere Perspektiven hinzuzufügen oder gar um Orte miteinander zu vergleichen (Marcus 1995, 102). Er warnt davor, eine Ethnografie über mehrere Standorte hinweg lediglich als eine Anreicherung von zusätzlichen Per-

spektiven zu verstehen (ebd., 101). Stattdessen solle eine *multisited ethnography* einen neuen Untersuchungsgegenstand abbilden, der sich im und am Feld entwickelt (ebd.). Die Bewegung zwischen den Orten sei daher auch eine Praxis der Konstruktion (ebd., 106). Indem ich einem komplexen, kulturellen Phänomen (der DIY-Postwachstumsgesellschaft) in verschiedene Umgebungen folge, vernähe ich Orte kultureller Produktion miteinander, die zuvor nicht offensichtlich miteinander in Beziehung standen. Dadurch ergibt sich Marcus zufolge eine eigene, empirisch begründete neue soziale Landschaft (ebd., 108).

Mit seiner Forderung, die Bewegung einer *multisited ethnography* als einen eigenen Erkenntnisprozess zu verstehen, schließt Marcus (1995) an Latours und Woolgars Laborforschung (1986) und Haraways Cyborg-Manifest ([1991] 2006) an.<sup>9</sup> Damit bereitet er unter anderem den Weg für die *mobility studies* (Jungnickel 2014), die in meine Überlegung zum Van als Methode einspielen. Der wesentliche Paradigmenwechsel im Ansatz der *multisited ethnography* liegt darin, dass „das Feld“ nicht entdeckt, sondern als etwas verstanden wird, was der/die Forscher:in selbst konstruiert (Lyman/Wakeford 1999, 360; Hine 2007, 663; Marcus 1995; Mol 1999). Die *multisited ethnography* löst sich also zum einen davon, dass einzelne sites als getrennt voneinander betrachtet werden. Stattdessen werden sie durch die Bewegung miteinander verbunden und bilden eine gemeinsame Landschaft kultureller Produktion. Zum anderen entsteht „das Feld“ selbst erst mit der Forschungsbewegung – „die Forschung verändert ihre Form, während sie durchgeführt wird“<sup>10</sup> (Jungnickel 2014, 650) – und öffnet so die Forschung gegenüber den Unberechenbarkeiten des Feldes (Hine 2000, 5). Für mich ergibt sich daraus eine offene Suchbewegung.<sup>11</sup> Mit meinem Van folge ich ausgehend von WBZ der kollektiven Praxis einer DIY-Postwachstumsgesellschaft, was mir jedoch erst später in der Reflexion klar wird.

## Denken in Dingen

Im vorangegangenen Kapitel habe ich unter anderem einen Einblick in mein Untersuchungsmaterial gegeben, in meine Forschungsbewegung und Überlegungen. In den Studien habe ich nicht nur beobachtet, wie Gemeinschaften technische Geräte nutzen (etwa wie Aurèle eine CNC-Fräse verwendet, um Teile für sein Tiny House zu fräsen), sondern während meiner Beschäftigung sind auch wiederum neue Objekte entstanden. Das sind neben den offensichtlichen Dingen, wie 3D-gedruckte Prototypen oder Bauteile für ein Tiny House, auch die unscheinbaren Erzeugnisse,

9 Diese Verortung nimmt Marcus selbst vor (Marcus 1995, 103).

10 Eigene Übersetzung, Originaltext: „the research changes shape in the cause of doing it“.

11 So oszillierte ich zwischen dem Wunsch, Situationen passieren zu lassen, und der Notwendigkeit, mich festzulegen. Ich formulierte einen Ausblick, etwas, was noch nicht da ist, um mit anderen in einen produktiven Austausch zu kommen. Ich legte mir ein Konzept und einen Fragebogen zurecht, ohne zu wissen, was mich tatsächlich erwarten würde. Ich stellte Thesen auf, um sie dann doch fortlaufend wieder zu verwerfen und neu zu bilden. Und ohne es zu merken, befand ich mich genau im praktischen Spannungsfeld der Postwachstums-Transformation: Es war das praktische Wissen, durch ein hypothetisches Versprechen in eine mögliche Zukunft Handlungsräume

zu schaffen, was auch das komplexe Gefüge WBZ im Vibrieren hielt.

wie schematische Skizzen des Wandaufbaus oder meine eigenen Kritzeleien, die nötig waren, um die Funktionsweise eines 3D-Druckers zu verstehen und Fehler zu beheben.

Aus der Absicht heraus, Wissen zu produzieren, untersuchen Forscher:innen nicht nur Objekte, sondern erzeugen im Prozess der Forschung auch selbst welche (Jungnickel 2018, 493). Ethnograf:innen versuchen etwa mithilfe unterschiedlicher Medien wie Feldnotizen, Interviews oder Fotos, ihre Beobachtungen zu dokumentieren. Es können aber auch Notizen und Kritzeleien sein, die während des Schreibens entstehen und die das *Theoretisieren* (Schmidt 2016) erst ermöglichen. Daher beschreiben Methoden nicht nur soziale Realitäten, so Law, sondern sind auch an ihrer Entstehung beteiligt. Als epistemische Objekte strukturieren die Medien und Werkzeuge das Denken (Rheinberger 1997; Ewenstein/Whyte 2009) und werfen durch ihre Unvollständigkeit Fragen auf, die sich wiederum zu Pfaden für weitere Untersuchungen entwickeln (Ewenstein/Whyte 2009, 12). Erkennen ist so gesehen ein körperlich-materieller Prozess, in dem Dinge und Gedanken in enger Wechselbeziehung gemeinsam entstehen. Voraussetzung dafür ist es, die Unordnung des Sozialen, ihre Ambiguität und Vielfältigkeit anzuerkennen (Law 2004).

Sowohl Jungnickel als auch Schmidt betonen die Körperlichkeit in der Erkenntnisproduktion. Damit ist die Präsenz des Körpers in der Forschung gemeint – der Vollzug von körperlichen Handlungen, die zum Erkenntnisgewinn notwendig sind – und der Körper als ein Instrument zum Erkennen und Prüfen der Fragestellung.<sup>12</sup> In der Beschreibung einer Praxis des Theoretisierens<sup>13</sup> legt Schmidt daher eine ganze Liste mit Praktiken vor, die zum Theoretisieren gehören: „sammeln, dokumentieren, following, mapping, lokalisieren, globalisieren, kartographieren, inventarisieren, ordnen, typisieren, unterscheiden, klassifizieren, abstrahieren, generalisieren, systematisieren, universalisieren, zeigen, beschreiben, revidieren und weiter schreiben“ (Schmidt 2016, 259). Anhand dieser Liste wird deutlich, wie vielfältig und feingliedrig die „Operationen“ des Theorie-Schreibens aussehen können und wie uneindeutig sie allein dem Theoretisieren zugeschrieben werden können. Genauso gut könnten sie (in Teilen) auch eine gestalterische Praktiken beschreiben. Hinzu kommen daher noch die technischen Hilfsmittel, die Skizzen, Notizen, Rohschriften, die die Text-Werdung begleiten, und der eigene Körper, der sie in eine sinnvolle Beziehung setzt. Sie alle sind notwendig, um der Unordnung des Sozialen, mit ihren „Kontingenzen, Widersprüchen, Inkommensurabilitäten, Instabilitäten, Unstimmigkeiten,

12 Für Jungnickel, die sich in einer Arbeit zu Patenten mit viktorianischer Fahrradbekleidung für Frauen beschäftigt hat, liegt in der Körperlichkeit vor allem ein feministisches Argument: Die „Black Box“ der Patente öffnet sie, indem sie sie mit ihrem eigenen Körper immer wieder auf Richtigkeit überprüft (Jungnickel 2018, 498). Beim Öffnen der Black Box offenbaren sich die unerzählten Geschichten der Erfinder:innen, die einen vielfältigeren Blick auf die Moderne vermitteln.

13 doing theory: Schmidt meint damit die schriftliche Fixierung theoretischen Denkens in der Wissenschaft, nimmt das Wissen vorwiegend sprachliche Formen an, etwa als Aufsätze oder Konferenzbeiträge (Schmidt 2016, 251). Theoretisieren – und damit Schreiben – ist ein „praktischer, körperlich, materiell- und artefaktvermittelter Aktivitätsmodus des Denkens, das heißt des Konzipierens, Gliederns, Strukturierens, Erkennens etc.“ (Schmidt 2016, 252). Damit weist er zum einen die verbreitete Gegenüberstellung von Denken und Tun zurück, aber auch die Annahme, dass Theoretisieren ein zielgerichteter Prozess ist. Stattdessen

Paradoxien und Zusammenbrüchen [...] immer wieder neu und immer wieder anders gerecht zu werden“ (ebd., 259). In ähnlicher Weise möchte ich auch meiner empirischen Beobachtung begegnen. Meinen Untersuchungsgegenstand möchte ich anhand seiner Artefakte beschreiben und untersuchen, wie sie durch körperliche Praktiken in eine sinnvolle Beziehung gebracht werden.

betont Schmidt dessen Kontingenz. (Theorie)Schreiben ist vielmehr ein alternierender und „stets reversibler Übergang von empirischen und analytisch-theoretischen Operationen“ (Schmidt 2016, 295).

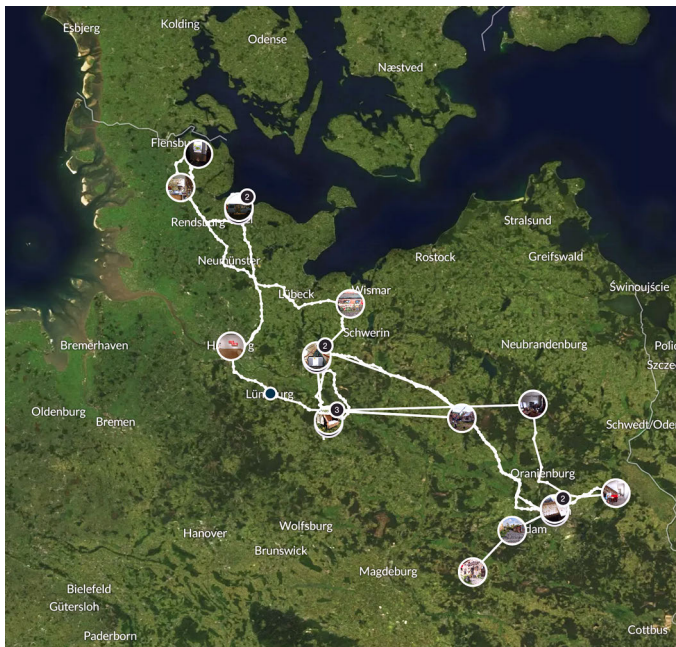


Abb. 12: Über mein Handy tracke ich meine Bewegung. Gelegentlich kommt es zu Unterbrechungen in der Netzabdeckung. Auf der Karte entstehen dann Glitches, sichtbar als gerade Direktverbindungen.

Die Feldnotizen, die während meiner Untersuchung entstanden waren – teils in meinem Notizheft, teils in einem digitalen Dokument, teils in einer Notiz-App, teils lose auf kleinen Zetteln –, sowie die vielen Fotos und Skizzen, die ich angefertigt hatte, sammelte ich zunächst lose in einem Karton und auf einer Festplatte, unschlüssig, was weiter mit ihnen geschehen sollte. Um die unstrukturierten Forschungsdaten auszuwerten und mich einer möglichen, interpretativen Ordnung zu nähern, kodierte ich sie schließlich, und zwar so, wie ich als Gestalterin an das Ordnen und Strukturieren von Wissen herangehe. Zunächst layoutete ich das Material und suchte nach einer sinnvollen, visuellen Anordnung von Bildern, Skizzen und Textfragmenten. Dafür iterierte ich unterschiedliche Ordnungsschemata, in denen ich die Materialien miteinander in Beziehung setzte. So sind sowohl lineare

als auch netzwerkartige Wissensstrukturen entstanden und ich konnte situative und atmosphärische (und teils persönliche) Beschreibungen neben Aussagen von Akteur:innen oder Gebrauchsdefinitionen stehen lassen.

Dieses Vorgehen entspricht einem ethnografischen Kodieren insofern, als unstrukturierte Daten in übergeordneten Kategorien und Bedeutungen zusammengefasst wurden mit dem Ziel, Muster zu identifizieren. Beim Layouten nehmen die Bedeutungsmuster jedoch direkt visuelle Formen an. Durch eine Setzung von Schriftarten, typografischen Auszeichnungen, Anlegen eines Rasters, Einbinden von Bildmaterial und Integrieren von Querverweisen werden die Daten in strukturierte Kategorien überführt. So können thematische Zusammenhänge visuell hergestellt und dargestellt werden. Ein *Layouten als Kodieren* betont darüber hinaus die Multimodalität und Nonlinearität von Wissen und ermöglicht es mir, Bild- und Textfragmente miteinander in Beziehung zu setzen. Zuletzt entstand eine Art Kompendium, in dem Bild- und Textfragmente nebeneinander gelesen werden konnten, Schlüsselbegriffe typografisch hervorgehoben und an anderer Stelle geclustert waren.

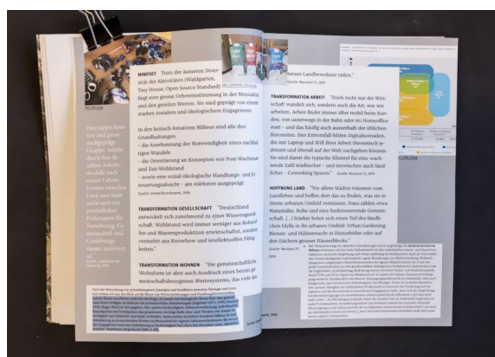
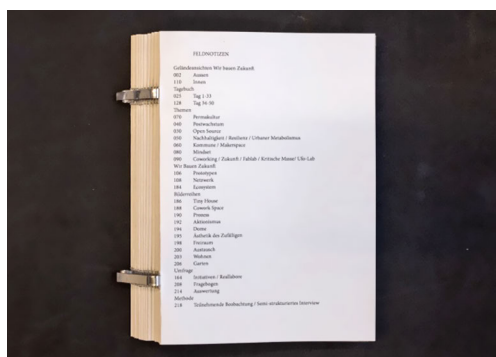


Abb. 13: Vier unterschiedliche Wissensordnungen der Feldnotizen.

Mit diesem Vorgehen betone ich die körperlich-materiellen Aspekte einer gestalterischen Wissensproduktion. Und auch wenn die Interpretation der entstandenen Ordnungen nach wie vor mir als Forscherin überlassen ist und sich auch nicht groß unterscheidet von einem rein sprachlichen Kodieren, so ist es doch gerade die Implizitheit eines solchen gestalterischen Vorgehens, das der Designforschung ihren vermeintlichen Sonderstatus verleiht. Hierauf möchte ich im Folgenden meinen Blick richten und meine Forschungsbewegung wissenstheoretisch einordnen.

### **Dazwischen: ein körperlich-materieller Erkenntnisprozess**

In meinen bisherigen Ausführungen zum praxeologischen Forschen benenne ich unter anderem Gegensatzpaare, die die Argumentation in ein „Entweder-oder“ trennen. So steht zum Beispiel die Makroperspektive einer diskursanalytischen Designtheorie gegenüber einer Mikroperspektive empirischer Untersuchungen von Designpraktiken. Ähnlich steht auch in den DIY-Praktiken der Projektgemeinschaften der erhoffte Ausgleich zwischen Hand- und Kopfarbeit im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Dichotomien, die Gegenüberstellungen von Theorie vs. Empirie, Praktiken vs. Diskurs, Design vs. Forschung, sind jedoch nicht per se gegeben. Stattdessen sind sie, wie Mareis deutlich macht, „ein momentanes Resultat kontingenter historischer Entwicklungen und Diskurse“ (Mareis 2016b, 96). Das heißt, gerade dadurch, dass diese Gegensätze immer wieder benannt werden, sie immer wieder rezipiert und für Argumentationen der Abgrenzung stark gemacht werden, verfestigen sie sich. Sie werden weitergeführt und schaffen ihre eigene Legitimation.

Dieses Problem trennt auch innerhalb der Entwurfsforschung die Disziplin in zwei Pole, die sich je für eine Seite – eine praxisgeleitete Designforschung (Markussen 2013) oder eine theorieinformierte Designforschung (Clarke 2017) – starkmachen. Doch auch von außen wird die Designforschung bei dem Versuch, sich in einem wissenschaftlichen Umfeld zu etablieren und zu positionieren, gerne als „epistemologischer Sonderfall“ abgetan, wie Mareis (2016b, 95) problematisiert. Der immanente Praxisbezug wird der Designforschung beim Ringen um wissenschaftliche Anerkennung als vortheorietische, erkenntnistheoretische Beliebigkeit ausgelegt (Mareis 2010, 17). Indem eine epistemologische Abwertung der Praxis stattfindet, wird eine Trennung zwischen Praxis und Theorie jedoch fortgeführt.

Dabei bedeutet, wie Mareis (2016b) weiter deutlich macht, eine Beschäftigung mit Geschichte und Theorien nicht automatisch eine Abwendung von Empirie und Praxis. Diskurse – und wie bereits festgestellt damit auch Praktiken – entstehen erst durch eine konstitutive Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Handeln, zwischen Sprache und Objekt, zwischen dem Mentalen und dem Körperlichen. Das Bewusstsein für die eigene Praxis könnte daher andersherum gerade eine Stärke der Entwurfsforschung im Erkenntnisgewinn bedeuten – dadurch, dass sie sich der Trennung von vornherein entzieht und Hilfsmittel wie Skizzen oder Prototypen als bewussten und notwendigen Teil der Wissensproduktion anerkennt und sich zunutze macht.

Wie Schmidt (2011) in der Rezeption von Bourdieus Praxeographie bemerkt, bedeutet eine begriffliche Bestimmung der Praktiken und ihre Abgrenzung nur eine weitere Gegenüberstellung von der empirischen Analyse der Praxis und der kausalargumentierenden Scholastik. Weshalb er für einen epistemologischen Zugang über die Praxis ein „negatives Argument“ formuliert: „Praxeologie und Praxeographie sind vielmehr negative soziologische Analyse- und Erkenntnisverfahren, die an den Differenzen zwischen theoretischen Praktiken und theoretisierten Praktiken, zwischen theoretischem Gegenstandsbezug und der Logik der Praktiken des Objektbereiches ansetzen.“ (Ebd. 105) Schmidt fordert hier stattdessen die Beziehung zu reflektieren, die zwischen Praktiken des Forschens und den beforschten Praktiken besteht.

Mit dieser Arbeit, die mir eine wissenschaftliche Qualifikation bestätigen soll und mit der ich zur Entwurfsforschung beitragen möchte; mit der ich Erkenntnis durch eine explorative Forschungspraxis über eine Designkultur erlangen möchte; die sich ebenso im Feld bewegt wie auch im theoretischen Diskurs; die sich durch eigene Versuche, aber auch Beobachtungen arbeitet; mit dieser Arbeit bewege ich mich zwischen und jenseits der polarisierenden Gegensätze der Wissenschaft. Ich positioniere mich dazwischen als Forscherin, als Designerin und Makerin, als Wissenschaftlerin, als Praktikerin, als Theoretikerin. Diese Gleichzeitigkeit soll aber nicht zu epistemologischer Unschärfe oder Beliebigkeit führen, sondern einen reflexiven Prozess ermöglichen, um so die Praxis des Kritisierens und die kritisierte Praxis einander anzunähern.<sup>14</sup> Daraus ergibt sich für mich eine Forschungsbewegung, die sich auf die Offenheit des Feldes einlässt.

Mein körperlich-materieller Erkenntnisprozess, der begleitet wird von Skizzen, von Fotos, von Kritzeleien, stellt im Grunde genommen einen kreativen Schaffensprozess dar. In dieser Rezep-

14 Weiter dazu: Schmidt (2011) zur Sozialforschung im außerwissenschaftlichen Kontext des Finanzwesens; Seitz' (2017) Beobachtung einer Design-Thinking-Agentur, die sich Methoden aus Gestaltung und Sozialforschung zunutze macht; Marres' (2012) Untersuchungen sozialer Experimente für

tionsweise entspricht er eher der typischen Darstellung eines Entwurfsprozesses, wie ihn etwa Schön (1984), Cross (1982), Bonsiepe (2009) und Manzini (2015) beschreiben. Aus dieser Beobachtung heraus stellt sich mir die Frage, wer die Forschenden und wer die Gestaltenden sein sollen, und sogar darüber hinaus, ob Forschung eine allein wissenschaftliche Praxis ist. Die Betonung eines speziellen Entwurfswissens, eines spezifischen *designerly knowing* (Cross 1982; Markussen 2013), verliert hier an Besonderheit. Denn ebenso wie das Entwerfen, das sich durch seine kreative Praxis (Skizzen anfertigen, Modelle entwerfen, Prototypen bauen) auszeichnet, ist an sich jede Form der Wissensproduktion ein „praktischer, körperlich, materiell- und artefaktvermittelter Aktivitätsmodus des Denkens“ (Schmidt 2016, 252).

So gesehen unterscheiden sich Theorie-Schreiben, Entwerfen, Forschen im Feld oder die Arbeit im Labor vor allem in der Wahl der Mittel – wobei auch diese Abgrenzung beim näheren Hinsehen an Schärfe verliert. In der empirischen Sozialforschung können Bilder ebenso als visuelle Argumente gelten (Pink 2021), wie auch Texte wiederum in der praktischen Designforschung zu einer sinnlich-situativen Fixierung beitragen können (Krämer 2014).

## Offene Suchbewegung

Bis hierhin habe ich deutlich gemacht, wie ich dem Feld begegnet bin und es mir schrittweise erschlossen habe, wie sich dabei meine anfänglichen Überlegungen immer weiter verändert und ausdifferenziert haben und wie die Designforschung einen möglichen Verständnisrahmen bietet, um unterschiedliche Wissenschaftsfelder zu transzendieren.

Mit meiner offenen Suchbewegung zwischen den Standorten, in der ich der Vision einer Postwachstumstransformation durch Nordostdeutschland folge, öffne ich einerseits die geschlossenen Welten der Gemeinschaften und konstruiere andererseits eine soziale Landschaft kultureller Produktion anhand wiederkehrender Objekte, Themen und Personen über ihre bestehenden sozialen Beziehungen hinaus, wie Marcus eine *multisited research* fasst (1995). Die Suchbewegung, die zwischen den *sites* und abseits meines vorformulierten Forschungsinteresses liegt, macht die eigentliche Unberechenbarkeit des Feldes erst sichtbar. Ich möchte daher einen Teil meiner Feldnotizen zwar gekürzt, aber in ihrer Rohheit wiedergeben. In ihnen zeigt sich meine eigene produktive Ungewissheit und es deutet sich an, wie sich nach und nach in der Feldbeobachtung die kollektive Vision der Projektgemeinschaften herausformt (im Text farbig hervorgehoben).

ein nachhaltiges Leben, in denen sie feststellt, dass dabei eine Vielzahl von Akteuren beteiligt sind, „from journalists to mothers, engineers and policy-makers, as well as artists“ (ebd., 77). Sie können als Form der Sozialforschung außerhalb der Universitäten und des Wissenschaftskontexts gesehen werden.

## Auszüge aus den Feldnotizen

Auf dem Weg von Lüneburg nach Norden, wo ich das **CoWorkLand** besuchen möchte, mache ich spontan einen Halt in Hamburg. Derzeit zeigt das Hamburger Museum für Gewerbe und Kunst eine **Ausstellung zum Social Design**. Ausgestellt werden Projekte, die ein soziales Engagement durch Kreativität zeigen. Neben Videos von einem Urban Think Tank in Kenia und einem Keramik-Workshop mit Menschen, die an Persönlichkeitsstörung erkrankt sind, ist auch ein **3D-Drucker** ausgestellt. Von einem Lichtspot erhellt, steht er auf einem Podest. Abends fahre ich nach Grönwald zu einem **Campingplatz an der Ostsee**. Ceylan und Aurèle haben von den **Tiny Houses** geschwärmt, die dort stehen sollen. Mich erinnern sie eher an Bungalows und ich frage mich, ob es da überhaupt einen Unterschied gibt.

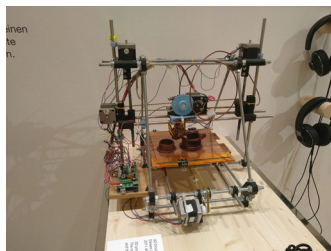


Abb. 14/15: Der 3D-Drucker im Museum. Auf dem Schild heißt es: 3D-Drucker. Dieses selbstgebaute Modell „Mendel Prusa“ war 2011 die erste Maschine des FabLab St. Pauli.

Es ist Mitte September und nachts wird es mittlerweile recht kalt in meinem Van. Ich habe kaum geschlafen und fahre schon am nächsten Morgen weiter nach Kiel. Dort besorge ich mir eine **Wärmflasche** und besuche die **Alte Mu**. Sie ist nicht direkt mit WBZ verbunden, teilt aber gleiche Interessen, hat ebenfalls einen **Permakulturgarten**, eine **offene Werkstatt**, eine **Stadtimbekerei**, ein **Fahrradkino**, ein **FabLab** und engagiert sich bei **Fridays for Future** und **Extinction Rebellion**. Hier treffe ich Marius. Er ist mein ehemaliger Mitbewohner aus Moabit. Inzwischen arbeitet er hier im projekteigenen Planungsbüro für **urbane Transformation**. Es ist ein riesiger Zufall, dass wir uns hier wieder treffen. Nach einem Studienpraktikum hat er die Leitung des C2o übernommen, einem **Coworking-Space** in der Alten Mu, der zum **Experimentieren und Forschen** gedacht ist.



Abb. 16: Die mobile Spülbar wird zu Events wie Klimastreik oder Straßenfesten mitgenommen.

Später fahre ich noch weiter nach Sörup. In einem **kleinen Gemeindezentrum**, das in den 1990er Jahren gebaut wurde, findet ein **partizipativer Workshop** vom CoWorkLand statt. In einem kargen Raum mit Neonlicht und Deckenpaneelen treffe ich eine Gruppe der hier ansässigen Einwohner:innen an und Olga wieder. Ich hatte sie bereits beim Vernetzungstreffen bei WBZ kennengelernt. Gerade versuchen sie durch **Prototyping** herauszubekommen, wie der ideale Wunsch-Coworking-Space für Sörup aussehen könnte. Olga erzählt mir von dem **CoWorkLand Container**, der gerade in der Nähe in Schuby steht. Es ist ein mobiler Coworking-Space, der alle paar Wochen seinen Standort wechselt. Ich beschliesse einen Abstecher zu machen.



Abb. 17/18: Partizipatives Prototyping: ein Cowork Space für Sörup + Der CoworkLand Container in Schuby mit einem Ausgang aus Paletten.

Es ist immer noch grau und regnet, wie schon den ganzen Tag. In Fürstenberg möchte ich Daniel vom **Verstehbahnhof** treffen. Auf dem Weg durch die Ostprignitz (Naturreservat Stechlin), zwischen Rheinsberg und Fürstenberg befinde ich mich auf einer asphaltierten Straße. Sie führt schnurgerade durch **karge Moorlandschaft**. Alle paar Meter steht am Straßenrand ein Schild, das vor Minen warnt. Es hat etwas Beklemmendes, hier lang zu fahren. Mit meinem alten Auto und ohne mein Handy (seit ein paar Tagen funktioniert es nicht mehr), lediglich mit einem **Straßenatlas auf dem Schoß**, habe ich das Gefühl, eine Zeitreise durch eine verbotene Zone zu machen.

Schließlich treffe ich Daniel und er gibt mir eine ausführliche Führung durch die Räume und Einblicke in die aktuellen Projekte des Verstehbahnhofs. Er erzählt von **DIY-Schadstoffsensoren**, die er hier mit Kindern gebaut hat und die sie in der Stadt verteilt haben, um die **Umweltverschmutzung** zu messen. Er findet es wichtig, Kinder schon früh für **Cybersicherheit** zu sensibilisieren, und baut daher mit ihnen **Server „from scratch“**. Daniel hat mir angeboten, auf seinem Dachboden zu schlafen, da würden öfter mal Leute unterkommen, weshalb ich dort neben Fitnessgeräten auch ein gemütliches Matratzenlager vorfinde. Am Morgen frühstücken wir bei Daniel in der Küche. **Während wir uns unterhalten, repariert er mein Handy.**



Abb. 19: Regal im Maker- und Hackerspace des Verstehbahnhofs.

Am Nachmittag bin ich mit Timm verabredet von der **Open Source Ecology Germany** (OSEG). Im Grunde genommen hat die OSEG keinen festen Standort, es ist ein Netzwerk. Als Verein aber haben sie einen Geschäftssitz und der ist hier in Berlin-Charlottenburg. Die OSEG arbeitet an einem gemeinsamen Projekt mit WBZ, in dem sie **Open Eco Labs** aufbauen wollen. Erste Standorte gibt es bereits in Blievenstorf, Rahden, Leipzig. Immer wieder verschiebt Timm kurzfristig unser Treffen. In der freigewordenen Zeit mache ich einen kurzen Abstecher zum **Future Fiction Forum**, einem **Urban-Gardening-Projekt**, an dem Robin von WBZ mitgewirkt hat. Am nächsten Tag treffe ich Timm dann doch. Er hat sein Büro zum **Repair-Café** geöffnet.



Abb. 20: Eine 3D-gedruckte Struktur, in der Pflanzen vertikal an der Hauswand des temporären Future Fiction Forum wachsen können.

Die Auszüge aus meinen Feldnotizen vermitteln einen Eindruck davon, wie breit und heterogen meine Begegnungen waren. Das lag vor allem daran, dass ich mobil war und immer wieder spontane Abstecher machen konnte, wenn etwas Interessantes auf dem Weg lag oder ich den Hinweisen folgte, die mir unterwegs mitgegeben wurden. Mit meinem Van als Transportmittel, als Schutz gegen die Kälte, als Raum zum Reflektieren, als Einladung, Leute mitzunehmen, erfuhr ich mir ein Feld. Dabei bewegte ich mich immer weiter in die Peripherie meines Ausgangspunkts WBZ. Ich traf auf Projekte, die gar nicht mehr in direkter Beziehung zu WBZ standen, die über gleiche Themen oder gemeinsame Netzwerke (wie *Extinction Rebellion*, *offene Werkstätten* o. ä.) dennoch miteinander verbunden waren. Mit dem Van fuhr ich auf endlosen Kilometern Landstraße durch ein Land mit Geschichte und immer wieder verwob sich das Feld mit meinem eigenen Leben. Ich begegnete Menschen, die ich eigentlich aus anderen Zusammenhängen kannte. Viele Projekte und Netzwerke überschnitten sich, manche waren flüchtig, Praktiken wurden zu Knotenpunkten. Mein ganzes Denken und Handeln waren so sehr thematisch vom Feld geprägt, dass meine Aufmerksamkeit von selbst Beziehungen herstellte. Mit der Zeit verdichtete sich die Postwachstumsvision und mit ihr eine Art Baukasten an Themen und Praktiken, die sich an eine postmaterielle, konsumkritische Wertschöpfung richten. Die folgende Auflistung setzt sich aus Begriffen zusammen, die ich in meinen zuvor beschriebenen Feldnotizen festgehalten hatte.

### **Baukasten für eine Postwachstumsgesellschaft**

3D-Drucker  
Coworking (auf dem Land)  
Cybersicherheit  
Experimentieren und Forschen  
Extinction Rebellion  
Fahrradkino  
FabLab  
Fridays for Future  
offene Werkstatt  
Open Eco Labs  
partizipativer Workshop  
Permakulturgarten  
Prototyping  
Repair-Café  
Reparieren  
DIY-Schadstoffsensoren

Server „from scratch“  
Stadtimkerei  
Tiny Houses  
Umweltverschmutzung  
Urban Gardening  
urbane Transformation

Es ist eine Art Baukasten, der unmittelbare Lösungen bereithält, um in den Arbeitsalltag und in die sozial verankerten Logiken von Wachstum und Konsum einzuwirken. Durch Coworking auf dem Land werden etwa Arbeitsweg und die Wahl des Wohnorts neu gesetzt, durch das Reparieren von technischen Geräten oder einen Permakulturgarten entsteht ein neues Verhältnis zwischen Produktion und Konsum und durch Urban Gardening und partizipative Workshops wird soziale Teilhabe gefördert. Dafür werden etablierte Routinen und bekannte Muster aufgebrochen. Das, was sich hier in unterschiedlicher Gestalt beginnt herauszuformen, ist die gemeinsame, suchende Praxis einer nachhaltigen, gemeinwohlorientierten Gesellschaft des Weniger. (Ausführlicher werde ich sie dann im Kapitel *Zukunft* beschreiben.) Hinzu kommt eine affektive Qualität meiner Beobachtungen, die ich aus meinen Feldnotizen ziehe. Sie bezieht sich auf die Orte, ihre geografische Verortung, ihre Namen und die atmosphärischen Eindrücke der Umgebung. Sie vermitteln den Eindruck eines ländlichen Raums zwischen Vision und Ernüchterung.

### Atmosphärisches

Campingplatz an der Ostsee  
Wärmflasche  
kleines Gemeindezentrum  
karge Moorlandschaft  
Straßenatlas auf dem Schoß

### Orte

Alte Mu, Kiel  
Ausstellung zum Social Design, Hamburg HMGK  
CoWorkLand, Sörup und Schubyn  
Future Fiction Forum, Berlin  
Open Source Ecology Germany, Berlin/ Blievenstorf/Rahden/Leipzig  
Verstehbahnhof, Fürstenberg

Anstatt also die Orte, wie zunächst überlegt, einfach abzufahren und meine Fragen zu stellen, ließ ich mich auf Einladungen ein,

besuchte eine Ausstellung zum Social Design, machte Abstecher zum CoWorkLand Container, zu einem Prototyping Workshop oder zum Fiction Forum. Ohne zuvor diese Besuche geplant oder im Kontext meiner Forschung eingebettet zu haben, wurden sie Teil meiner offenen Suchbewegung. Und hier passierte das, was ich zuvor bereits angedeutet hatte: Nicht nur bin ich in Bewegung, sondern das Feld ist es auch. Oder andersherum ist es die Bewegung des Feldes, der ich folge, was mich in Bewegung versetzt.<sup>15</sup> Einerseits habe ich mich den Ungewissheiten und Unberechenbarkeiten des Feldes hingegeben, mich auf die Unordnung des Feldes eingelassen und bin seinen Bewegungen gefolgt. Andererseits wurde ich nun selbst aktiv, intervenierte ins Feld und trug die Ideen weiter.

### Mein Van: ethnografisches Werkzeug, epistemisches Ding

Aus meiner Beschäftigung mit unterschiedlichen Aspekten der Postwachstumsdebatte heraus haben sich immer wieder neue Fragestellungen ergeben, die mein Forschungsinteresse weiter vertieft und zu weiteren Beobachtungsstudien geführt haben. Dabei bin ich einer Suchbewegung gefolgt, die sich durch Materialien, ebenso wie durch Diskurse und das Feld arbeitet. Über eine Vielzahl an Orten hinweg folgte meine Forschung der Idee der selbstgemachten Postwachstumszukunft. Dabei passte ich mich fortlaufend an die Veränderungen des Feldes an und ließ mich von ihm leiten. Sowohl Untersuchungsgegenstand als auch Frage formten sich mit der Reise.

Zu Beginn meiner eigenen, offenen Suchbewegung hatte ich mir einen Fiat Scudo besorgt, einen kleinen weißen Kastenwagen, wie er häufig von Handwerker:innen auf Montage verwendet wird, um mich frei im Feld bewegen zu können. (Im Weiteren werde ich ihn mit Van bezeichnen.) Ich baute die Ladefläche des Vans aus, installierte ein Regal und baute eine Konstruktion aus Holz, mit der ich einfach ein Bett aufbauen, es aber auch wieder vollständig verstauen konnte. Ich nähte faltbare Matratzen und färbte Stoff dunkelgrün, um daraus Vorhänge zu nähen. Diese Entscheidung war nicht mit einer expliziten Erkenntnisabsicht verknüpft, sondern erschien mir zunächst praktikabel – ähnlich wie es praktikabel ist, Beobachtungen und Gedanken unmittelbar in Feldnotizen festzuhalten oder Skizzen und Diagramme anzufertigen, um Zusammenhänge erkennen zu können. Der Van diente mir dazu, mobil zu sein, Sachen zu transportieren und um zeitweise darin zu wohnen.

15 In den Praxistheorien und weiteren Ansätzen poststrukturalistischer, materialistischer Kultur- und Sozialwissenschaften, insbesondere in Ansätzen der ANT (Akteur-Netzwerk-Theorie) und der Assemblageforschung, wird Sozialität als etwas beschrieben, das getan (praktiziert, körperlich vollzogen) werden muss (Fariás/Bender 2010). Bewegung ist in diesem Verständnis kein zeitliches, sondern zunächst ein materielles, körperliches Ereignis, eine Orientierung im Raum, die sich in den Relationen zwischen den Dingen und ihrer Umwelt abspielt.

Über vier Jahre war der Van ein wesentlicher, alltäglicher Bestandteil meiner Forschungspraxis. Trotzdem, oder gerade deshalb, blieb er von mir in seinem epistemischen Wert weitestgehend unbeachtet. Durch seine Alltäglichkeit fand er kaum Erwähnung. Seine Bedeutung wurde mir erst später in der Reflexion bewusst. Die Art und Weise, wie ich ein Feld betrete und verlasse, wie ich dorthin finde und wie ich zurückgelange, war eine Entscheidung, die ich getroffen hatte. „Ethnograph:innen tauchen nicht einfach auf und verlassen die Standorte wie von Geisterhand.“<sup>16</sup> (Jungnickel 2014, 641) Damit verdeutlicht Jungnickel einen wichtigen Moment in der Feldforschung, der offensichtlich scheint, aber zu gerne in der Erzählung ausgespart wird. Dass die Wahl auf einen Camper-Van fiel, den ich selbst ausbaute, war daher nicht rein zufällig, sondern Reaktion auf meinen Untersuchungsgegenstand.

Zum einen konnte ich so auch Orte im ländlichen Raum erreichen, die oft schwer zugänglich sind, da sie keinen Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr haben. Zum anderen ist ein ausgebauter Camper-Van ein verbreiteter Topos eines „alternativen Lebensstils“ und steht für (Bewegungs-)Freiheit. Er bildet daher häufig den Fuhrpark von ländlichen Projektgemeinschaften. Mit dem Van hatte ich daher eine Erfahrung, die die Communities und ich teilten. Mir das Vanlife bewusst zu machen und meine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, in welcher Art und Weise sich der Körper an die sich verändernden Bedingungen anpasst, öffnete mir einen Zugang zu der sonst als selbstverständlich angenommenen Erfahrung (Kusenbach 2003). Zwar bezieht sich Kusenbach in ihrer Studie zur „Street phenomenology“ (2003) auf das Laufen zu Fuß, das Vanlife ist in diesem Kontext aber eine ähnlich alltägliche und routinierte Praxis. Sie näher in den Blick zu nehmen macht deutlich, wie Menschen sich im Alltag zurechtfinden und handeln (Jungnickel 2014, 641).

## Mein Van als Methode

Als ein „kritisches Werkzeug, um Einsichten zu entwickeln“<sup>17</sup> (Jungnickel 2014, 652), brachte mich der Van an unerwartete Orte und konfrontierte mich mit unerwarteten Situationen. Er verschaffte mir Zugang zu verwandten sozialen Gruppen, regte neue Denkweisen an und wirkte so auf meine Forschung ein. Der Van war nicht nur ein entscheidendes Hilfsmittel, ein ethnografisches Werkzeug, um meinem Untersuchungsgegenstand und meiner Forschungsfrage gerecht zu werden (Schmidt 2016, 259), sondern hat darüber hinaus eine eigene epistemische Rolle eingenommen: „Dorthin zu kommen wird zu einer Art und Weise des Verstehens“<sup>18</sup>

16 Eigene Übersetzung, Originaltext:

„Ethnographers do not simply turn up and leave sites as is by magic“.

17 Eigene Übersetzung, Originaltext: „critical tool for developing insights“.

18 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Getting there becomes a way of knowing“.

(Jungnickel 2014, 643). Der Van wurde damit zur „erfinderischen Methode“<sup>19</sup> (Lury/Wakeford 2012) meiner explorativen Suchbewegung. Mit ihm konnte ich mich frei im Feld, aber auch zwischen den Dichotomien der Wissenschaften bewegen.

Hier zeigt sich bereits die Verbindung aus ethnografischer und praxisbasierter Forschung, die mein methodisches Vorgehen prägt und sich an Celia Lurys und Nina Wakefords „Inventive Methods“ (2012) orientiert. In der Beziehung zwischen dem Adressieren einer Methode zu einem spezifischen Problem und dem, wie die Verwendung der Methode das Problem verändert, also eine Antwortbarkeit in ein Problem eingeführt wird, sehen Lury und Wakeford das Potenzial von erfindungsreichen Methoden. Zum besseren Verständnis möchte ich das kurz ausführen: Die meisten Projektgemeinschaften befinden sich in ländlicher Gegend, mit wenig bis keiner Verbindung zu öffentlichem Nahverkehr. Daher sind die Mitglieder darauf angewiesen, selbst mobil zu sein, weshalb viele selbstausgebaute Transporter besitzen, die ihnen gleichzeitig als temporäre Unterkünfte dienen. Mir einen Van zu besorgen, ihn selbst umzubauen und in ein mobile home zu verwandeln, war daher zunächst vor allem eine praktische Entscheidung, um mir einen Zugang ins Feld zu ermöglichen. Er ermöglichte mir, über mehrere Orte hinweg der Idee einer DIY-Transformation zu folgen, aber dabei auch Teil einer sozialen Landschaft zu werden und sie mitzugestalten. Der Van war somit vor allem ein wichtiges Werkzeug, um wesentliche Einblicke zu gewinnen, steuerte aber auch meine Bewegung im Feld und ermöglichte es mir, mich zwischen empirischer Feldforschung, einer eigenen gestalterischen Praxis und diskursanalytischer Reflexion zu bewegen. Das möchte ich an den folgenden drei Betrachtungen explizit machen.

(1) Ich habe mir einen Van besorgt und ihn für meine Zwecke ausgebaut, damit bewege ich mich zwischen Praktiken und Diskursen.

Meine Anschaffung war motiviert von meiner Beschäftigung mit den Projektgemeinschaften. Während der Covid-19-Pandemie haben Tiny Houses an Attraktivität und Aufmerksamkeit gewonnen. In diesem Zuge wurde auch das Selbstausbauen von Vans medial präsenter.<sup>20</sup> Auf Fotos und in Berichten wurden immer wieder Camper-Vans oder andere individuelle, hybride Wohnmobile sichtbar. In ihnen überlagern sich mehrere Imaginären der Tiny House Movement: der eskapistische Wunsch raus aus der Stadt, der Digital Nomad, der von überall arbeiten kann, Urlaub machen trotz Covid-Beschränkungen und, verstärkt durch die Klimakri-

19 Eigene Übersetzung, Originaltext: „inventive method“. Aus dem Wissenschaftsverständnis heraus, dass Wissen immer konstruiert ist, hat sich insbesondere in den Sozialwissenschaften ein neues Methodenverständnis entwickelt, wie die „inventive methods“ (Lury/Wakeford 2012), die das Konstruieren der Forschung betonen und daher gerade die Erfindung des Problems zur Methode machen, oder die „non-representational methods“ (Vannini 2015), die ihre eigene Performativität zur Grundlage der Wissensproduktion erklären.

20 Insbesondere durch Social Media (Instagram, Pinterest), aber auch Dokumentationen auf Netflix und Arte, oder im Radio in Sendungen auf Deutschlandfunk oder in Podcasts.

se, reduktionistische Lifestylereads. Daraus hat sich ein breites DIY-Fachwissen entwickelt, das bewusst öffentliche Kanäle nutzt, um sich zu vernetzen. Mir stand daher eine breite Palette an Anleitungen, Videos und Tipps zur Verfügung, auf die ich meine Entwürfe aufbauen konnte. Trotzdem musste ich herausfinden, wie ich wohnen möchte und worauf ich verzichten kann.

Während des mehrwöchigen Sägens, Schraubens und Klebens, Ausprobierens und Neuberechnens passte ich meine Skizzen und meinen eigenen Anspruch fortlaufend an. Die Entscheidungen meines Ausbaus traf ich schließlich situativ und durch ein körperliches Abtasten und Prüfen. Im ständigen Kontakt mit dem Material und im Bewusstsein meines eigenen Könnens traf ich Entscheidungen, wie groß das Bett sein musste, welcher Abdunkelungsgrad der Fenster mir den nötigen Rückzug geben konnte, aber noch im Straßenverkehr vertretbar war.



Abb. 21/22/23: Planung und Umbau an der HGK Basel, 2019.

Im ständigen Kontakt mit dem Material positionierte ich mich aber auch gegenüber laufenden Diskussionen innerhalb der DIY-Van-Community: *Isolieren oder nicht Isolieren?* ist nicht nur eine praktische Entscheidung zwischen Komfort und Aufwand. Viel grundlegender werden damit nah am Problem umweltethische Debatten geführt, die zeigen, wie ambivalent der Anspruch auf Nachhaltigkeit in der Realpolitik ist. Mit der Frage nach dem Isolieren sind wesentliche Themen zum Energieverbrauch und Umweltverträglichkeit verbunden, ebenso wie Langlebigkeit, Korrosionsschutz, Rückbaufähigkeit usw. Fragen nach Nachhaltigkeit, Postwachstumsstrategien und Kreislaufwirtschaft werden hier nah am Fall veranschaulicht.<sup>21</sup> Durch meine Entscheidungen zum Ausbau habe ich daher nicht nur für mich eine persönliche Entscheidung getroffen, wie ich gerne wohnen möchte, sondern mich auch praktisch im Diskurs positioniert. Mit dem Ausbau des Vans habe ich eine erste Annäherung der theoretischen Praktiken des Kritisierens an die kritisierten Praktiken unternommen (Schmidt 2011, 100).

## (2) Der Van hat es mir ermöglicht, mobil zu sein und mich so zwischen Theorie und Empirie zu bewegen.

Ich habe meine Wohnung, meinen Schreibtisch und meine alltäglichen Arbeitsroutinen des Lesens und Schreibens getauscht gegen ein temporäres Leben im Van und eine explorative Suchbewegung im Feld. Mit dem forschenden Reisen wollte ich, im Sinne Ingolds (2013), nicht Wissen über etwas, sondern durch etwas erlangen.

Vorrangig habe ich mich auf Landstraßen bewegt. Der Blick auf die Felder und die stundenlange Fahrt durch die baumgesäumten Alleen standen im starken Kontrast zur horizontlosen Stadt. Mein urban geprägter Blick verklärte das Panorama als „endlich raus ins Grüne, Natur pur“. Bald aber wich der Schleier und offenbarte hektarweise Monokulturen, die hocheffizient Energie produzieren. Riesige Ackerflächen zeugten von den ehemaligen LPGs (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften) der DDR-Agrarpolitik. Die Gegend war dünn besiedelt, viele Dörfer waren verlassen, selten kam ich an einer Bushaltestelle vorbei. Zu sehen, was an meiner Windschutzscheibe vorbeiglitt, machte die Motivation für „eine andere Zukunft“ spürbar. Wie Ingold bemerkt, bleibt zwar das, was in den Köpfen der Beteiligten passiert, verschlossen, aber kann durch ein „Wissen von innen heraus“<sup>22</sup> (Ingold 2013, 5) nachvollzogen werden.

21 Die Fragen der Community in den Kommentarspalten sind etwa: Woher kommen die Materialien? Welchen tatsächlichen Zugang habe ich zu Alternativen? Wie viel sichtbarer und versteckter Abfall entsteht? Lohnt sich für den Wunsch nach umweltverträglichen Materialien eine Tabula rasa? Oder ist das In-situ-Wiederverwerten vielleicht besser?

22 Eigene Übersetzung, Originaltext: „knowing from the inside“.



Abb. 24/25: Perspektiven durch die Frontschutzscheibe in die Allee; Schlaf- und Arbeitsplatz; beim Warten auf die Elbfähre von Mecklenburg-Vorpommern nach Niedersachsen.

Auf meiner forschenden Reise besuchte ich mehrere Gemeinschaften. Sie alle verband, dass sie sich auf kreative Weise mit der Frage einer ökosozialen Zukunft beschäftigten und sich selbst in der Verantwortung sahen, diese zu gestalten. Einige der Destinationen besuchte ich, da ich sie als Mitglieder von überregionalen Verbänden und Interessensnetzwerken (Kreativorte Brandenburg, Offene Werkstätten, Raumpioniere usw.) gefunden hatte. Andere besuchte ich eher spontan, weil sie auf dem Weg lagen, ich dorthin mitgenommen wurde, oder auf Empfehlung. Damit vernetzte ich Orte der kulturellen Produktion, die bisher nicht offensichtlich miteinander verbunden waren (Marcus 1995, 93). Ich konstruierte eine „soziale Landschaft“ (Lyman/Wakeford 1999, 360)<sup>23</sup> der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum. Ich positionierte daher nicht nur mich empirisch im Feld, sondern situierte auch die Frage im sozioökonomischen Kontext der strukturschwachen Region einer hochentwickelten Industrienation.<sup>24</sup>

Ingold warnt davor, die teilnehmende Beobachtung als ein Verfahren der Datenerhebung misszuverstehen (Ingold 2013, 5). Er vertritt die Auffassung, dass wir als teilnehmende Beobachter:innen nur dadurch verstehen können, wenn wir tatsächlich ein Teil von dem beobachteten Feld werden. Das bedeutet für mich, meine Perspektive anzupassen und mich für die Unvorhersehbarkeit des Feldes zu öffnen. So erlaubt die Ethnografin, wie Hine (2000) schreibt, dass zumindest ein Teil der Forschungsagenda durch das Feld bestimmt wird. Im Feld zeigte der Van, dass ich *dazugehöre* – dass ich über einen gewissen Erfahrungshorizont verfüge (das Selberausbauen) und dass ich aufgeschlossen bin gegenüber einer neuen Denkweise (etwa einem nomadischen Lebensstil, Verzicht auf Komfort oder das Leben in Gemeinschaft).

23 Wie Lyman und Wakeford (1999, 360) dargelegt haben, ist das Feld etwas, was Forscher:innen „eher konstruieren als entdecken“ (Originaltext: „construct rather than discover“). Dazu gehört es, Entscheidungen zu treffen, was zum Feld dazugehört und was ich ausschließe (ebd., 651).

24 Gemeint sind hier die schlecht ausgebauten Infrastrukturen wie Netzabdeckung, öffentlicher Nahverkehr, teilweise Strom und Abwasser. Womit ich eine vorherrschende neoliberale Perspektive des Bunds auf die (soziale) Landschaft Nordostdeutschlands aufgreife, die in der wirtschaftlichen Schwäche der Region einen Mangel sieht. ([https://www.kreative-mv.de/wp-content/uploads/2020/11/Standortoffensive\\_KKW\\_Strategiekonzept\\_West-MV.pdf](https://www.kreative-mv.de/wp-content/uploads/2020/11/Standortoffensive_KKW_Strategiekonzept_West-MV.pdf))

„Von anderen zu lernen“, wie Ingold (2013, 2) einen wichtigen Aspekt des forschenden Reisens beschreibt, bedeutet für mich gleichermaßen, meine eigenen Routinen und Vorannahmen aufzubereiten und mich mit meinem Umfeld neu zu synchronisieren. Durch den Van war diese gemeinsame Erfahrung von Zeitlichkeit möglich, die zum einen bedeutete, örtlich flexibel zu sein, dabei aber zeitlich verbunden zu bleiben und per Messenger, Mail oder Telefon immer in Kontakt zu stehen.

(3) Mit dem Van habe ich aber nicht nur mich transportiert, sondern auch meine Werkzeuge (Laptop, Kamera, Notizbücher) und Materialien, die ich über längere Zeit und an unterschiedlichen Orten gesammelt habe. Er wurde so zum epistemischen Ding, mit dem ich mich zwischen Design und Forschung bewegen konnte.

Die Sozialwissenschaftlerin Jennifer Whyte und ihr Kollege Boris Ewenstein (2009) beobachten in ihrer Untersuchung eines Architekturbüros, wie Wissenspraktiken im Design durch unterschiedliche, multidimensionale Objekte strukturiert werden. Das sind vor allem Architekturpläne und Zeichnungen. Sie beobachten, wie im Verlauf des Prozesses und in Gesprächen die Zeichnungen ergänzt werden durch Anmerkungen und Skizzen. Daraus schließen sie, dass Objekte eine epistemische Rolle im Entwerfen übernehmen können. Der Van kann in ähnlicher Weise wie die Skizzen als ein epistemisches Gefüge begriffen werden.

Zum einen ist er ein materieller Träger von Wissen. Er transportiert es in Form von Büchern, Notizen und Datenträgern. Er trägt aber auch mein Erfahrungswissen, materialisiert im Innenausbau (Law 2006)<sup>25</sup>. Dabei hat er nicht nur Materialien geografisch verschoben, sondern auch Wissen über längere Strecken bewegt. Dadurch, dass ich auf meiner Reise mehrere Orte miteinander verbunden habe, habe ich mit dem Van Wissen in Bewegung gesetzt und weitergetragen. In Latours Verständnis eines „unveränderlichen mobilen Objekts“<sup>26</sup> (Latour 2017) trug der Van (wortwörtlich) zur Verbreitung von Wissen bei. Er trägt mein Erfahrungswissen in Form des Ausbaus und hat materielles Wissen in Form von Büchern, Daten und Werkstoffen über größere Distanzen transportiert und verbreitet.

Zum anderen ist es die oben beschriebene offene Suchbewegung, die meinen Van zu einem epistemischen Ding (Rheinberger 2001) macht. Er hat meine Bewegung im Feld gelenkt. Dabei unterscheidet sich mein exploratives Navigieren auf der Straße von einer Projektgemeinschaft zur nächsten nicht wesentlich von

25 Wissen nimmt immer auch materielle Formen an (Law 2006, 431).

26 Eigene Übersetzung, Originaltext: „immutable mobiles“.

dem, was zu meiner eigenen Positionierung und zur Situierung der Frage führt. Meinen Van als Methode zu begreifen heißt, ihm die erkenntnisgewinnende Fähigkeit eines *ethnographic tool* zuzuschreiben, ähnlich wie auch Feldnotizen gleichermaßen Instrumente und auch Konfiguratoren und Träger von Wissen sind.



Abb. 26/27: Transport von Fahrrad, Wohnraum, Baumaterialien.

Aus der historischen Entwicklung der Beziehung zwischen Design und Wissenschaft heraus und im Zuge eines postulierten „Design Turn“ (Schäffner 2014) in den Kulturwissenschaften stellt Mareis die programmatische These auf, dass es weniger darum geht, „Design als eine wissenschaftliche Praxis oder Disziplin fassbar zu machen, vielmehr soll umgekehrt wissenschaftliche Praxis als eine Designtätigkeit erkannt werden.“ (Mareis 2010, 14) Als Forscherin konstruiere ich meinen Gegenstand und handle durch meine Theoretisierung dessen Form aus. Ich werde selbst zur Gestalterin, die ein Feld entwirft. Das disziplinübergreifende Potenzial, mit dem im Design Wissen produziert und vermittelt wird, könnte somit ein generelles Umdenken für die nach wie vor bestehende Trennung zwischen Geistes, Natur- und Ingenieurwissenschaft bedeuten (ebd., 25).

Durch das eigene Praktizieren, wie den Van auszubauen, unterwegs zu sein und mit verschiedenen Materialien zu werkeln, habe ich überhaupt erst ein tiefgreifendes und umfassendes Verständnis für die Projektgemeinschaften und ihre Postwachstumspraktiken gewonnen. Das fortlaufende Repositionieren meines Körpers und die Selbstreflexion meiner Wahrnehmung, Situierung und Positionalität waren Teil eines konstanten und fortwährenden Erkenntnisprozesses. Ich bewegte mich zwischen und jenseits der Dichotomien der Wissenschaft und innerhalb einer sozialen Umwelt, die geprägt ist von Unordnung, Ambiguitäten und Paradoxien. Für die Bewegung „dazwischen“ habe ich hier ein

praxeologisch-gestalterisches Argument entwickelt, das meinen Van als gestaltetes Objekt und ebenso als erfinderische Methode begreift.<sup>27</sup> Meine forschende Praxis ist damit ebenso eine gestalterische Praxis.

## Analysekategorien des forschenden Reisens

Das *forschende Reisen* mit dem Van hat eine unerwartet kritische Rolle in meiner Forschung eingenommen. Er hat es mir ermöglicht, mich für Unvorhersehbares zu öffnen und der Idee der selbstgebaute, zukünftigen Postwachstumsgesellschaft über mehrere Stationen hinweg zu folgen. So konnte ich zum einen meine Fragestellung empirisch im ambivalenten Kontext der strukturschwachen Region einer hochentwickelten Industrienation situieren. Meinen Untersuchungsgegenstand auf multiple Weise mit meinem Van zu erfahren, hat zum anderen meine Aufmerksamkeit auf die Körperlichkeit und Performanz des Vorgehens gelenkt (Beyes/Steyaert 2011). Daraus habe ich das praxeologisch-gestalterische Argument eines forschenden Reisens formuliert, indem ich vor allem den Erkenntnisgewinn durch das Tun herausgestellt habe. Damit meine ich kein vorthoretisches oder präreflexives Handeln, sondern im Sinne eines *doing theory*, „die Theorieproduktion ständig und auf produktive Weise empirisch zu verunsichern und voranzutreiben“ (Schmidt 2011, 100). Hier komplementieren sich forschende und entwerfende Praktiken.

Während der Feldforschung bin ich diversen Aktivitäten (Market Gardening, Urban Permaculture, Umweltaktivismus, Tiny Living, Open-Source-Hardware) und Organisationsformen (Werkstatt, Lebensgemeinschaft, virtuelles Netzwerk, Bauernhof-Festival, Retreat-Angebot) begegnet. Sie vereinte eine gemeinsame Einstellung gegenüber sozialen und ökologischen Zukunftsthemen und auch ein ähnlicher Umgang mit Krisen. Ausgehend von dem Gedanken der Teilhabe (an der Gemeinschaft, an der Umwelt, an der Zukunft) wird in den Projektgemeinschaften jeder Bereich des Lebens zum Experiment gemacht. Zusätzlich zu den Gesprächen, die ich geführt habe, wurde dieser Eindruck gestützt durch explizite Objekte und Projekte, die zwar in unterschiedlicher Erscheinung, aber auffällig häufig anzutreffen waren. So gab es bestimmte Bücher (wie etwa „Welt reparieren“ von Baier et al. 2016), die sich immer wieder in den Regalen fanden, bestimmte Geräte (3D-Drucker), die zur Verfügung standen, Projekte (Tiny Houses, Urban Gardening, Hochbeete), mit denen sich die Gemeinschaften beschäftigten, oder Symboliken und Statements in Form von Stickern, die eine bestimmte Zugehörigkeit angedeutet haben. Mit

27 Damit folge ich der Überlegung, dass in der Praxis des Gestaltens ein eigenes Erfahrungswissen liegt, das es von Natur, aber auch Geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen unterscheidet. Während Schön in seiner Arbeit zum Reflective Practitioner (1984) darin noch ein Argument gegen das Design als ernst zu nehmende Forschungs- und Wissenspraxis sah, da eine praktische Designforschung ihre Forschungsbedingungen auch immer verändern könne (Schön 1984, 68 f.), scheint diese Auffassung heute gar nicht mehr so schlüssig. So haben die Arbeiten von Latour (2005), Knorr-Cetina (2000), Ingold (2010) usw. deutlich gemacht, dass Forschung immer konstruiert ist und dabei immer auch Situationen verändert.

den Werkzeugen und neu geschaffenen Orten wurden gewohnte Praktiken verändert, umgelernt und neu erfunden.

## Brüche materieller Ordnungen

Zunächst habe ich mir in meiner Untersuchung die Frage nach der Materialität der Postwachstumsgesellschaft gestellt, wer und was sind die Akteure – menschlich, nichtmenschlich, physisch, virtuell –, die die kollektive Zukunftsvision bilden. Dem zugrunde liegt der Gedanke, dass auch Wissensordnungen materiell hergestellt werden und physische Repräsentationen finden. Mit der Frage nach der Materialität beziehe ich mich auf die Artefakte, Körper und gebauten Strukturen, die visuell, auditiv, haptisch wahrgenommen werden können. Sie sind die Akteure eines soziomateriellen Gefüges. Einige Objekte sind klar als materielle Objekte erkenn- und abgrenzbar, wie Werkzeuge, Dokumente, Konsumgüter. Schwerer wird es bei virtuellen Darstellungen wie Video-Tutorials oder Internetplattformen, die nicht direkt angefasst werden können. Sie verweisen lediglich auf ihre materielle Bedingung, in Form von elektronischen Signalen, Computerplatinen, Kabel und andere technische Infrastrukturen. Ähnlich schwierig ist das Begreifen von Prototypen, Skizzen oder Modellen, die während des Entwurfsprozesses erst entstehen. Sie dienen dem Erkenntnisgewinn und „stehen für etwas“. Doch auch wenn sie teilweise schwierig einzufangen sind, sind sie als Dinge der ästhetischen Wahrnehmung die „Ankerpunkte für flüchtige Erfahrungen“ (Bosch 2012, 59).

Meine Feldforschung hat mich zu sehr unterschiedlichen Formen von Gemeinschaften geführt. Von einer Genossenschaft, die ein Grundstück als Experimentierraum betreibt, auf dem aber niemand wohnt, weiter zu einer Werkstatt, die Teil einer Wohngenossenschaft ist, weiter zu einem Hackerspace in einem Bahnhof, weiter zu einem temporären Festival bis hin zu einem Open-Source-Netzwerk, deren Mitglieder eigentlich nur virtuell zusammenkommen. Auch in ihren Aktivitäten näherten sie sich auf unterschiedliche Weise der gemeinsamen Idee einer Postwachstumsgesellschaft. Einige erbauten konkrete Modelle, als Projekte waren sie aber vor allem selbst gesellschaftliche Prototypen. Mit dem Blick auf die Artefakte und räumlichen Ordnungen der Projekte materialisierte sich mit der Zeit die gemeinsame Vision einer Zukunft jenseits von Wachstum heraus.

Wie ich feststellen konnte, war es dennoch gar nicht so eindeutig, was ein Makerspace, ein Kreativort oder ein Zukunftslabor genau ist, was sie ausmacht oder was sie von anderen Gemein-

schaften, etwa Landkommunen, unterscheidet. Das ist umso bemerkenswerter, da es in der Literatur hingegen eine erstaunlich klare Vorstellung davon gibt, was Maker-Praktiken (insbesondere im Prototyping) sein und wie sie aussehen sollen. Daher habe ich während meiner Feldforschung unterschiedliche Projektgemeinschaften besucht und Interviews geführt. Es ging mir darum, mit den Aktivitäten und Visionen direkt in Kontakt zu kommen. Praxeologisch motiviert, war es mir dabei wichtig, die Äußerungen, die Selbstzuschreibungen und Visionen in ihrem sozialen und kulturellen Kontext zu erleben und zu sehen, wie sie durch Artefakte materiell produziert und gestützt werden.

## Brüche gewohnter Routinen

Um jenseits der etablierten Eigenzuschreibung etwas über das Selbermachen von Zukünften der Projektgemeinschaften zu erfahren, habe ich eine Gemeinschaft über längere Zeit begleitet. Über den gesamten Forschungszeitraum von vier Jahren habe ich die Community *Wir Bauen Zukunft* mehrmals vor Ort besucht und bin auch sonst online über die Chatgruppen in Kontakt geblieben. Vor Ort habe ich Gemeinschaftsaktivitäten begleitet, war eingebunden in den Alltag (Kochen, Käse machen, Gärtnern und Reflexionsgespräche) und habe an Workshops teilgenommen. Hier kam ich mit unterschiedlichsten Formen von Postwachstumspraktiken in Berührung. Gerade das Selbermachen zeichnete sich aber als eine verbindende Kernkompetenz der Gemeinschaft aus.

Im Alltag der Projektgemeinschaften gab es neben den expliziten Wissensordnungen – also dem, was explizit geäußert wird in Form von Anleitungen, Webseiten, Gesprächen oder Stickern – auch implizite Wissensordnungen. Sie zu beobachten erfordert ein kollektives, präreflexives Verstehen einer Situation, da sie nicht direkt geäußert werden. Gerade weil es verkörperte Handlungen sind, die sich dem Bewusstsein entziehen, sind sie schwer zu fassen. Sie zeigen sich indirekt in routinisierten Handlungen und gemeinschaftlichen Aktivitäten und unterlaufen eine Trennung von mentaler und körperlicher Arbeit (Suchman 2000, 29). Reckwitz (2016, 56) zufolge können sie im Grunde genommen nur durch Beobachtung oder explizite Aussagen „indirekt erschlossen“ werden.

Während meiner Zeit vor Ort stellte ich mir unter anderem die Fragen, was hier die Routinen einer Postwachstumsgesellschaft eigentlich sind, wo ich sie finden kann, wie und wo sie stattfinden. Als Praktiken sind sie sozial verankert, müssen aber immer wieder neu aufgeführt werden, um das soziomaterielle Gefüge zu sta-

28 Da niemand dauerhaft vor Ort lebte und Leute vorrangig zu Workshops oder Projekttreffen vorbeikamen, herrschte ein reges Kommen und Gehen. Das wurde verstärkt durch spontane Besucher:innen auf der Durchreise, die manchmal mehrere Tage blieben.

bilisieren. Anstatt aber selektiv ausgewählte Aktivitäten wie das Arbeiten in einer Werkstatt zu beobachten, interessierten mich die generellen Tätigkeiten und alltäglichen Handlungen, die die Gemeinschaften prägen. Auffällig war, dass es etwa bis auf das gemeinsame Essen und morgendliche Check-in-Runden keine wirkliche Alltäglichkeit und damit auch kaum Routinen am Platz gab.<sup>28</sup> In ihrer permanenten Neuverortung, etwa durch neue Leute am Platz oder eine neue Vereinbarung im Zusammenleben, wurden die bestehenden Routinen der Gemeinschaft fortlaufend verunsichert.

### Brüche von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen

Zuletzt stellte ich mir die Frage, wie die kollektive Vision entsteht, die die Akteur:innen, Artefakte und Orte miteinander verbindet, sie als „Gefüge“ zusammenhält und den Projekten ein gemeinsames Verständnis gibt. Wie sich etwa „Maker“ ihr „Maker Movement“ vorstellen, sich selbst „als Maker“ beschreiben oder darstellen, geschieht dabei durch Praktiken des Werdens und der Repräsentation. Im Machen (DIY Making) werden „Subjekte, Objekte, Zusammenhänge auf bestimmte, regulierte Weise dargestellt werden“ (Reckwitz 2016, 62). So sind kulturelle Codes wie Sticker oder Palettenmöbel Teil eines gemeinsamen kulturellen Imaginären und werden in diesem sozialen Umfeld immer wieder reproduziert, werden in Vorträgen gezeigt und auf Webseiten abgebildet. Als artefaktgestützte Produktion und Rezeption von Äußerungen (ebd., 54) bilden sie diskursive Aussagesysteme, durch die Praktiken mit kulturell codierten Absichten aufgeladen werden, wie einem „nachhaltigen Handeln“, dem Teilen von Ressourcen oder sich Peer-to-Peer oder Open Source zu organisieren.

Geteilte Sinn-Bedeutungszusammenhänge bringen Menschen in einer Gemeinschaft zusammen und verbinden Artefakte zu Artefaktssystemen miteinander. Sie bestimmen ihren sinngemäßen Gebrauch, etwa wie 3D-Drucker zum Machen von Zukünften verwendet oder beim Bauen von Komposttoiletten Postwachstumszukünfte verhandelt werden. Durch die Verunsicherung etablierter Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Machen versuchen die Projektgemeinschaften soziale, kulturelle, politische, geografische, biografische, ökologische Grenzen neu zu verorten. Durch die neuen soziomateriellen Setzungen suchen sie nach neuen Wissensordnungen, um so auf eine alternative Zukunft einzuwirken. Aus einem praxeologischen Verständnis heraus werden Diskurse, Narrative oder geteilte Zukunftsvisionen, Imaginären

erst durch den Umgang mit Artefakten oder innerhalb architektonischer Ordnungen gebildet.

### **Zukunft selbst machen: Brüche soziomateriell verhandeln**

Die Analyseachsen beschreiben keine voneinander getrennten Bereiche. Vielmehr beschreiben sie unterschiedliche Blickwinkel auf den gleichen Gegenstand. Materialität, Routinen, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge interferieren in der Praxis. Das wird mit einem Blick auf das gesammelte Untersuchungsmaterial deutlich. Gerade die Brüche sozialer Praktiken sind für diese Betrachtung entscheidend, wenn es um die Gestaltung von Zukünften geht. Zum einen werden gestalterische und entwerfende Fähigkeiten schnell als Persönlichkeitseigenschaft naturalisiert, etwa als eine spezifische Fähigkeit, die Gestalter:innen besitzen und die sie dazu befähigt, Emotionen und soziales Verhalten zu erschließen (Markussen 2013). Zum anderen kommt das eigentliche Werden eines Gegenstands, eines Konzepts oder eines Projekts in designtheoretischen Untersuchungen oft zu kurz.

Pragmatisch betrachtet ist das *Werden eines Dings*, egal ob im Entwerfen oder Selbermachen, nicht viel mehr als ein Hantieren mit Gegenständen und Werkzeugen, an dessen Ende vor allem viel (unbrauchbarer) Überschuss entsteht. Darin liegt nichts per se Gestalterisches (Seitz 2017, 59). Dennoch liegt dem Entwerfen (ebenso wie dem Selbermachen und letztlich auch dem wissenschaftlichen Arbeiten) ein spezifisches, praktisches Wissen zugrunde, das durch verkörperte Routinen, im Umgang mit Artefakten und durch soziale Ordnungen strukturiert wird und, wie Krämer betont, abhängig ist vom gegebenen Kontext (Krämer 2012, 206). Im Selbermachen von Zukünften, im Entwerfen und Prototyping wie auch im Forschen geht es um die Produktion neuen Wissens. Es geht gerade darum, etablierte Handlungsmuster nicht weiter aufzuführen, sondern sie zu verunsichern und etwas Neues, Unbekanntes entstehen zu lassen.

Praktiken sind gerade kein Zustand, sondern bezeichnen routinisierte Handlungen, die immer wieder aufgeführt werden müssen, um kulturelles Wissen zu tragen und als Praxis zu bestehen. Sie zu begreifen bedeutet, sie in ihrem Vollzug zu beobachten – wie vollzieht sich eine Praxis zwischen Menschen, Artefakten und Umwelt? Aber auch zu fragen, wie etwas praktisch entsteht – wie also mit Routinen gebrochen wird, damit etwas Neues entstehen kann (Krämer 2014, 34). Als eine Koproduktion von Ideen, Materialität, Werten und Sozialität, wie Jasanoff das praktische Erfinden von Lebenswelten fasst (Jasanoff 2015, 326), möchte ich das

Machen von Zukünften daher als eine Abfolge von Routinen und ihren Brüchen verstehen und als solche auch analysieren. Damit nehme ich in den Blick, *wie etwas entsteht* und *zu etwas wird* – welche Brüche des Gegenwärtigen neue Zukünfte erschaffen sollen, wie sich die spätmoderne Figur des Selbst versucht zu dekonstruieren und wie im Machen neue Sinnzusammenhänge verhandelt werden. Aus diesen Brüchen leite ich die Analysekategorien ab, die diese Arbeit strukturieren.

## Praxeologische Leerstellen

Bisher habe ich in diesem Kapitel beschrieben, wie ich eine praxeologische Perspektive als Forschungsprogramm heranziehe, um mir die Postwachstumsdebatte der Projektgemeinschaften zu erschließen.<sup>29</sup> Über Auszüge aus meinen Feldnotizen habe ich gezeigt, wie ich mir einen praktischen Zugang und ein Verständnis in die Postwachstumsdebatte erarbeitet habe, das über die reine Beobachtung oder Befragung hinausläuft. Das waren unter anderem körperliche, affektive Erfahrungen, aber auch Denkweisen zum kreativen Lösungsfinden, zum Vernetzen oder Teilen von Wissen.<sup>30</sup> Ausgehend von meinem eigenen Standpunkt konnte ich mich irritieren lassen und Spannungen sichtbar machen, die im Diskurs eher weniger Beachtung finden. So habe ich mir schrittweise meinen Untersuchungsgegenstand erarbeitet. Dennoch bin ich mit meinem praxeologischen Vorgehen an Grenzen gestoßen, was den Erkenntnisgewinn betrifft.

Bei dem Versuch, mir die Postwachstumsdebatte praxeologisch zu erarbeiten, war ich darauf beschränkt, was ich zum einen selbst unmittelbar erfahren kann, und zum anderen, was unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war *zu erfahren*. Mein Forschungs- und Möglichkeitsradius war bestimmt von Budgetvorgaben, geografischer Nähe, pandemiebedingten Reise- und Begegnungsbeschränkungen sowie meinem eigenen Lern- und Erfahrungshorizont. Damit wurde meine Betrachtungsweise des Untersuchungsgegenstands von vornherein empirisch eingeschränkt. Unter den gegebenen Umständen richtete ich meinen Fokus auf die Beobachtung von Projektgemeinschaften im ländlichen Raum Nordostdeutschlands. Damit verbunden offenbaren sich zwei Leerstellen der praxeologischen Perspektive.

Zum einen reduziert die praxeologische Perspektive den Fokus auf das unmittelbar Erfahrbare. Damit wird gleichzeitig ausgeschlossen, was nicht wahrgenommen werden kann. In meinem Fall konnte ich nur einen sehr eingeschränkten geografischen Raum abdecken. Es wäre durchaus interessant gewesen, jenseits

29 Ich habe verschiedene Teilbeobachtungen und Detailstudien beschrieben, die ich in einem Zeitraum von vier Jahren durchgeführt habe. Durch sie habe ich Einblicke in unterschiedliche Gemeinschaften erhalten, in ihre Aktivitäten, ihre Organisationsformen und Visionen. Ergänzend habe ich Selbstversuche durchgeführt.

30 Damit konnte ich eine Perspektive einnehmen, die nicht in allererster Instanz geprägt war von einem bereits vorformulierten Diskurs, sondern die sich aus der Beobachtung heraus ergeben hat.

der Grenzen des deutschsprachigen Raumes zu blicken oder das Selbermachen außerhalb seiner westlich-kapitalistischen Prägung zu erfahren. Wie ich im Forschungsstand bereits gezeigt hatte, ist das Selbermachen von Zukünften in der Krise an die Erfahrung von Massenkonsum und Überproduktion geknüpft und bezieht sich auf eine westlich-kapitalistische Sichtweise. In diesem Umfeld, also dem, was ich beobachten konnte, beschreibt es die Möglichkeit und die bewusste Entscheidung, etwas auch(!) selbermachen zu können. Darin liegt unter anderem der Wunsch nach aktiver gesellschaftlicher Teilhabe, aber auch Selbstverwirklichung. Die enge Bindung des Selbermachens von Zukünften an die Erfahrung von Massenkonsum und Überproduktion hat aber auch eine Kehrseite, die in der Beobachtung quasi unsichtbar bleibt.

Die Kehrseite des Massenkonsums und der Globalisierungserfahrung betrifft unter anderem den Umgang mit Abfall, der durch eine wachstumsorientierten Industrie fortlaufend entsteht und in andere Länder ausgelagert wird. Dadurch ist andernorts eine ganz eigene Designkultur des Selbermachens entstanden. Der kreative Umgang mit Wertstoffen oder defekten Gegenständen ist dort jedoch kein Moment der Selbstverwirklichung, sondern Alltagspraxis und teilweise notwendige Überlebensstrategie.<sup>31</sup> Im Gegensatz zum Selbermachen im Verständnis eines traditionellen Handwerks ist hier das Selbermachen ebenfalls Folge einer industriellen Entwicklung, Massenproduktion und Globalisierung und erst als Reaktion darauf entstanden (Braybrooke 2019, 258). Diese Betrachtung wird größtenteils offenbleiben, da sie sich nur in ihrer Abwesenheit zeigt.

Zum anderen verdeutlicht die enge Setzung eine auffällige gegenwärtige Entwicklung. Der ländliche Raum Nordostdeutschlands wird von kreativen Gemeinschaften erobert, was unter anderem als eine Folge problematischer Nachwendepolitik gelesen werden kann. Die sozial- und kulturgeschichtliche Einordnung des Phänomens ist praxeologisch jedoch schwer rekonstruierbar. Zwar lassen sich vergangene Ereignisse errahnen aufgrund von Relikten oder medialen Repräsentationen und Dokumentationen, aber streng genommen können sie nicht erfahren werden und bleiben spekulativ. Das wurde insbesondere deutlich bei dem Besuch von historischen Stätten ökosozialer Bewegungen, wie im Wendland, der Obstbaukolonie Eden in Oranienburg, oder bei dem Besuch von Gemeinschaften, die ich vorrangig zum Gespräch getroffen habe. Ihre Aktivitäten und die Einbettung in einen soziopolitischen Kontext konnte ich nur anhand von Raum- und

31 Zum Beispiel dokumentiert im Unconditional Design, ein Designforschungsprojekt der Ruangrupa: <https://www.instagram.com/unconditionaldesign/>, abgerufen am 20.12.2023. Ähnliche Haltungen finden sich auch in den Praktiken von Jugaad, Urawaza oder Gambiarra, oft sind sie sogar tief im Alltagsleben der jeweiligen Kulturen verwurzelt (Bandoni 2016, 225; Braybrooke/Jordan 2017, 30; Foote/Verhoeven 2019, 77).

Artefakt-Arrangements (Objekte, Dekorationen, Veranstaltungspläne, Bauten) errahnen.

Praxistheorien haben sich aus einer Kritik an den Kultur- und Sozialwissenschaften herausgebildet. Sie werfen ihnen eine Überbetonung von sprachlicher Sinnkonstruktion vor (Reckwitz 2003, 288; Krämer 2014, 124). Durch den einseitigen Fokus auf eine Realitätskonstruktion durch Sprache sei der körperliche Vollzug von Wissen in den Hintergrund gerückt und nur noch als Folge von Diskursen verstanden worden. Stattdessen argumentieren Praxistheorien für ein sensibleres Bewusstsein für den körperlichen Vollzug von Handlungen, von implizitem Wissen, von Praktiken und Wahrnehmung. In einer strengen Auslegung erzeugt die praxeologische Perspektive jedoch wiederum eigene Leerstellen, wie oben gezeigt. Insbesondere eine historische Verortung, aber auch die Gleichzeitigkeit kulturell diverser Praktiken sind schwer zugänglich. Ich hatte schon zu Beginn diesen Konflikt zwischen Diskurs- und Praktikenanalyse angesprochen. Doch wie Reckwitz (2016, 51) betont, geht es nicht darum, die Perspektiven gegeneinander auszuspielen, sondern sie als zwei Seiten eines gemeinsamen Analyseprojekts zu sehen.

Für die Darstellung und Diskussion meiner Beobachtungen in den folgenden Kapiteln werde ich daher mein eigenes gesamtes Material durch externe Literatur und Quellen ergänzen. Im Vordergrund steht für mich das Erkenntnisinteresse, wie Zukünfte und damit auch der Umgang mit projizierten Krisen im und durch Selbermachen verhandelt werden. Ich möchte nicht zum Nachteil des Erkenntnisinteresses an einem starren methodologischen Rahmen festhalten und werde daher versuchen, beide Perspektiven produktiv zu ergänzen.



## Zukunftslabore

- Hauptstudie
- ○ Während Untersuchung begegnet
- vor Ort besucht
- Weitere Orte
- Gefahrene Route
- ..... Mehrere Standorte eines ZLs

- 1 Wir Bauen Zukunft, Niekltz
- 2 CoWorkLand, Sörup/Schuby
- 3 Alte Mu, Kiel
- 4 Lebendiger Landbau, Upahl
- 5 Destinature, Hitzacker
- 6 Kuckucksmühle, Heiligengrabe
- 7 Verstehbahnhof, Fürstenwalde
- 8 Hof Prädikow, Prädikow
- 9 OSEG/Open Eco Lab, Berlin/Rahden/Blieventorf

- 10 Klimawerkstatt, Werd
- 11 Coconat, Bad Belzig
- 12 Sägewerk KoDorf, W
- 13 WandelGut, Mechow
- 14 Haus des Wandels, S
- 15 Cowork Space MS39
- 16 Ein Ding der Möglich
- 17 Akademie für Suffizie
- 18 Der Kemperhof, Tem
- 19 The Vield, Vielitzsee



ler  
 esenburg  
 teinhöfel  
 Soltau  
 keit, Waddeweitz  
 enz, Groß Pankow  
 nitzquell

- 20 Libken, Gerswalde
- 21 Kulturpark Stolpe, Stolpe
- 22 Gut Stolzenhagen, Stolzenhagen
- 23 Thinkfarm, Eberswalde
- 24 Traumschüff; Eden;  
 Annagarten, Oranienburg
- 25 Altes Postgelände, Strausberg
- 26 -feld, Müncheberg
- 27 Gut Gorgast, Küstriner Vorland
- 28 PlantAge, Frankfurt (Oder)

- 29 Blok O, Frankfurt (Oder)
- 30 Kulturverein Neu am See, Unterspreewald
- 31 E-Werk, Luckenwalde
- 32 Alte Mühle, Gömnigk
- 33 Bauernhof Grüna, Jüterbog
- 34 Projektraum Drahnisdorf, Drahnisdorf
- 35 Landwarenhaus, Lübbenau
- 36 Kaiserliche Postagentur, Vetschau
- 37 Startblock B, Cottbus
- 38 Heimathof Gut Ziegenberg, Ballenstedt

## Karte der Zukunftslabore

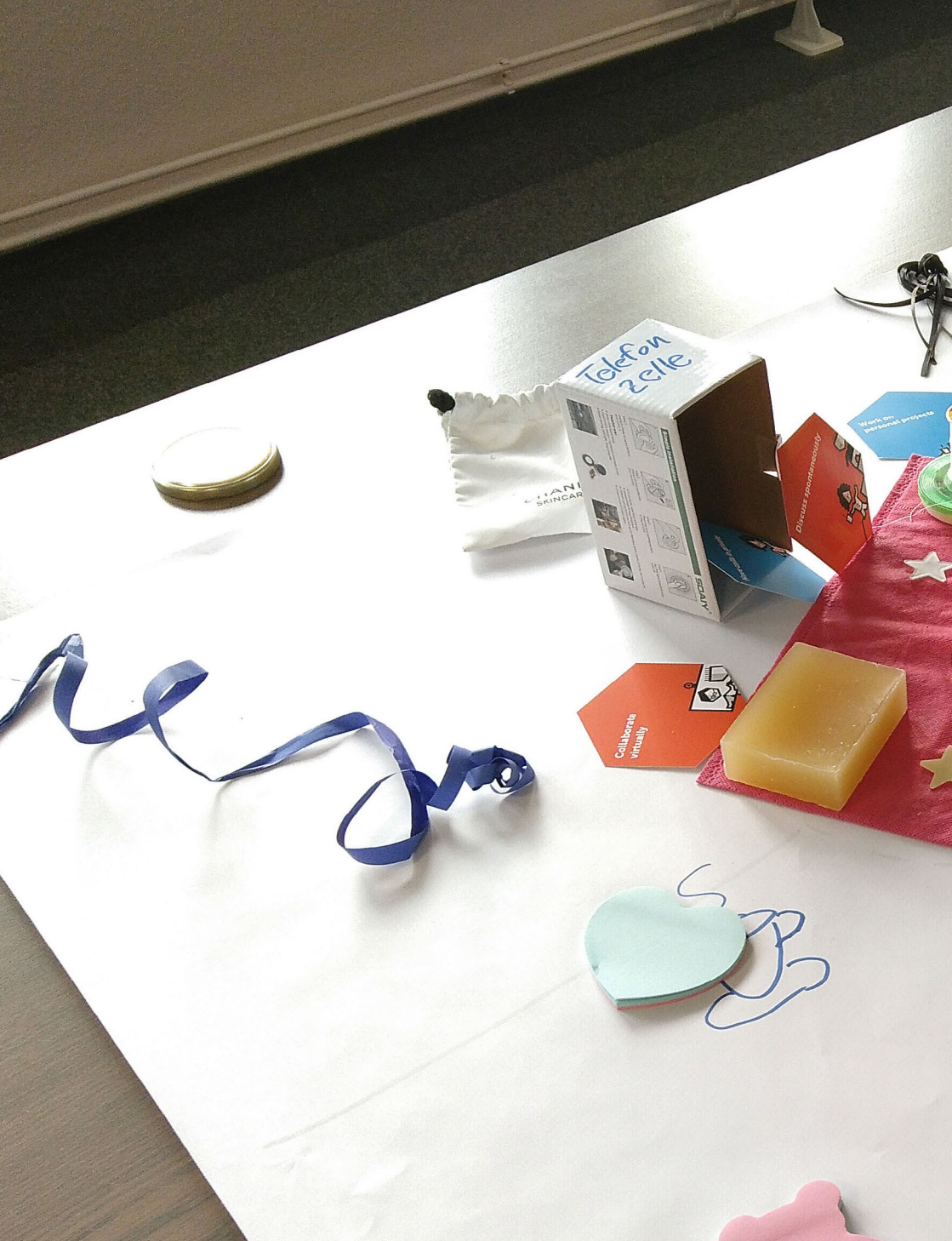
Die Standortdaten 1–14 basieren auf eigener Untersuchung und Interviews, 15–38 aus der weiteren Recherche. Quellen hierfür sind neben Interviews, die Plattformen: Kreative MV <https://www.kreative-deutschland.de/netzwerke/netzwerk-der-kultur-und-kreativwirtschaft-in-mecklenburg-vorpommern/>, Zukunftsorte Brandenburg <https://wissen.zukunftsorte.land/>, Studie Urbane Dörfer 2019 des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung [https://www.berlin-institut.org/fileadmin/Redaktion/Publikationen/PDF/BI\\_UrbaneDoerfer\\_2019.pdf](https://www.berlin-institut.org/fileadmin/Redaktion/Publikationen/PDF/BI_UrbaneDoerfer_2019.pdf).

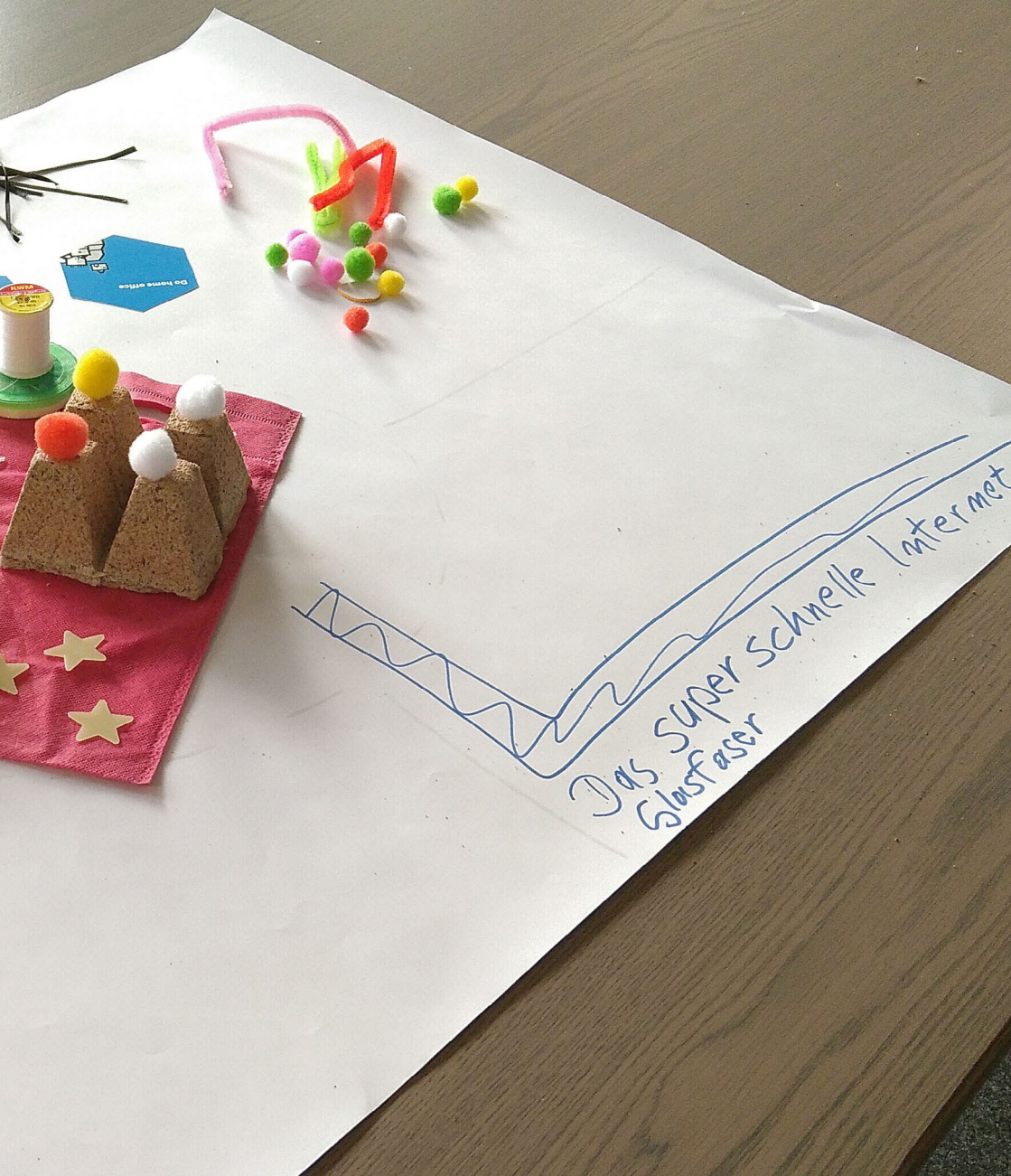
Die Darstellung der Karte basiert auf in QGIS verarbeiteten Datensätzen: Landprofil (Global PALSAR-2) [https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/JAXA\\_ALOS\\_PALSAR\\_YEARLY\\_SAR\\_EPOCH](https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/JAXA_ALOS_PALSAR_YEARLY_SAR_EPOCH), World Settlement Footprint [https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/DLR\\_WSF\\_WSF2015\\_v1](https://developers.google.com/earth-engine/datasets/catalog/DLR_WSF_WSF2015_v1), Basemap styles <https://github.com/Mapbox/basemap-styles>. Die Daten der Karte wurden aufbereitet von Maximilian Schob.



## Stoffkreisläufe

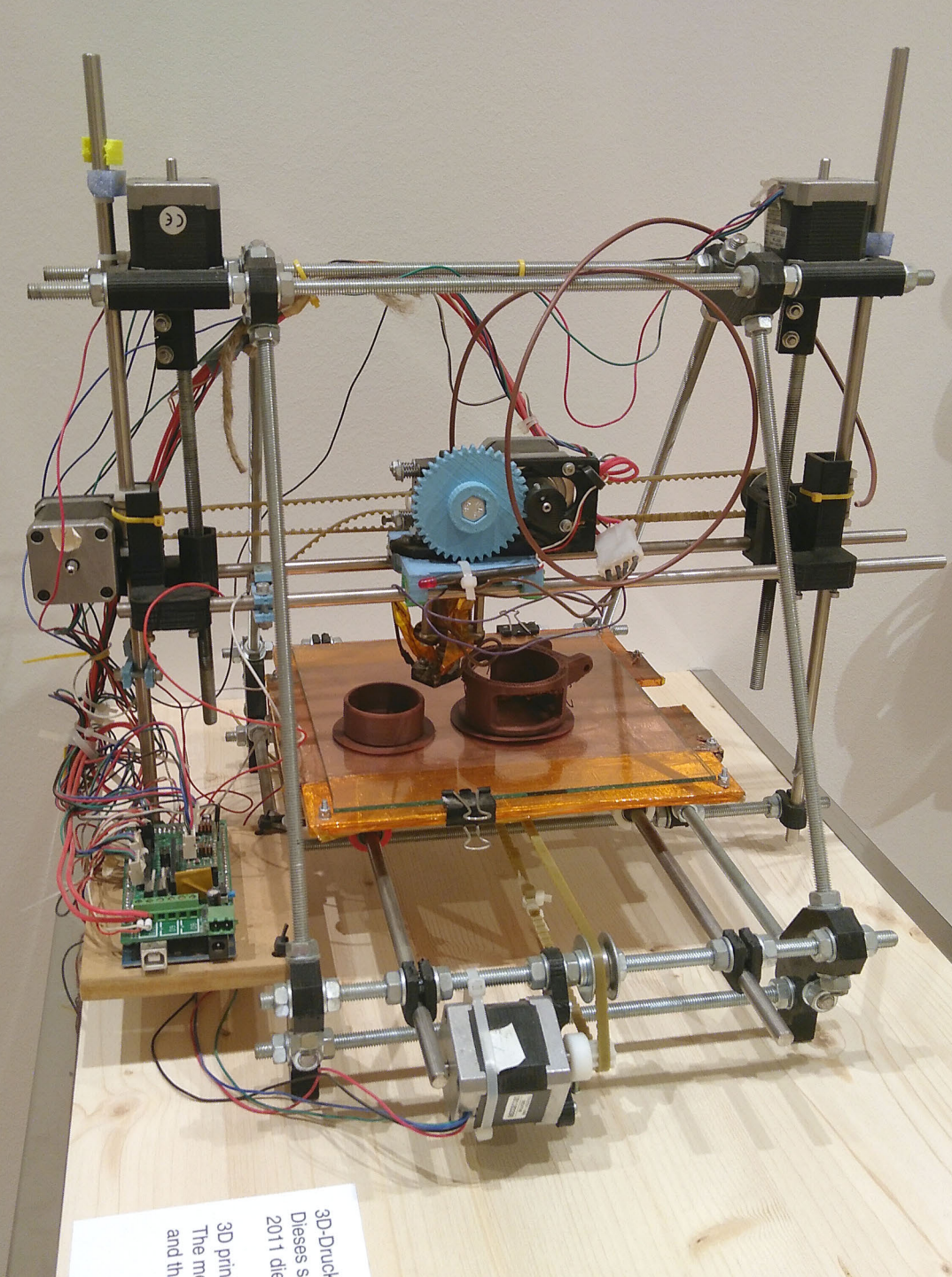
Abb. 28/29: Selbstgebaute Wasseraufbereitung, das Schmutzwasser sickert durch Gesteinsschichten und wird gereinigt. Dann wird es zurück in den Frischwassertank geleitet, Insel Weißensee. Öffentliches Tauschregal für allerlei Gegenstände, Coconat Bad Belzig.



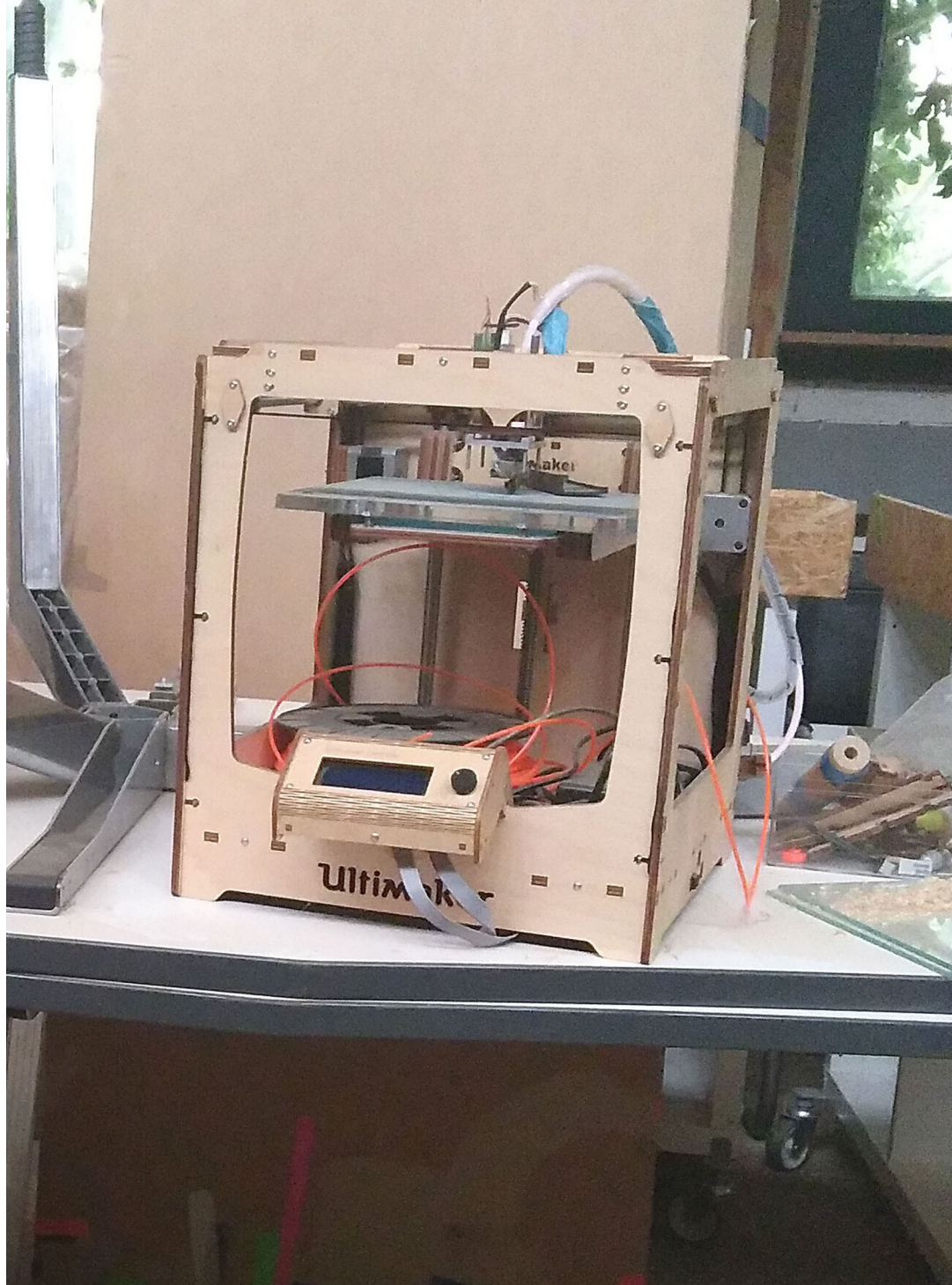


### Prototyp für einen Coworking-Space

Abb. 30: Ergebnis eines partizipativen Design-Thinking-Workshops im Gemeindehaus Sörup.



3D-Druck  
Diesels si  
2011 die  
3D print  
The mc  
and th



### 3D-Drucker im Selbstbau

*Abb. 31/32: In der Ausstellung „Social-Design“ im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg; in der Werkstatt von Wir Bauen Zukunft.*





## Camping-Idylle und Workation

*Abb. 33: Zelt, Gartenstühle und Tisch im Garten im Coconat-Coworking-Space.*





## Kleine selbstgemachte Welten

*Abb. 34/35/36: Ein Arbeitsplatz im CoWorkLand-Container; selbstgebaute Schlafkojen, in denen die Teilnehmenden des Inselgarten-Workshops übernachten; die Küche der Insel Weißensee steht draußen.*





## Der Inselgarten

*Abb. 37/38: Der Inselgarten bei seiner Erbauung im Sommer 2019 und etwa ein Jahr danach.*





### Vernetzte Welten

Abb. 39/40/41/42: Meme auf einer Tasse im Verstehbahnhof Fürstenberg; Rebellion-Extinction-Sticker am Regenrohr der Klimawerkstatt Werder; Sticker der Ultimaker-Community und ausleihbare Gegenstände an den Türrahmen von Wir Bauen Zukunft Nieklitz.